

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin

60

- Interview mit Michael Tillmann, dazu Rezensionen zu
- Büchern von Lothar Nietsch, Michael Moorcock, Christian
- Märtesheimer, Hans-Dieter Eberhard, Ri Tokko, Robert
- Holdstock, Garry Kilworth, Walter Besant, James Rice,
- und Gabriele Behrend

Impressum

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 60 – Februar 2026

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2026 p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Asayuki (Pixabay)

Layout & Umschlaggestaltung:
global:epropaganda

Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel

Herstellung: Schaltungsdienst Lange oHG,
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel

Norderweg 31, 25887 Winnert

michael@haitel.de

www.pmachinery.de

www.reisswolf-magazin.de

ISSN: 2942-1837

ISBN: 978 3 95765 502 8

Pläne ...

Wie war das? Pläne sind das, was man macht, während das Leben an einem vorbeirauscht? Nein, Lennon hat es anders formuliert, aber wohl so gemeint. Egal. Eigentlich war die Ausgabe 60 im Januar vorgesehen, aber es hat sich einfach nicht ergeben. Der »REISSWOLF« ist ein Fanzine, also unterwirft sich die Produktion irgendwann auch mal der Lust und der Laune. Und das, obwohl ...

Jubiläum!

Dies ist nicht nur der sechzigste »REISSWOLF« insgesamt, sondern auch meine dreißigste Ausgabe nach der Wiederbelebung. Eine besondere Feier gibt es nicht zu diesem Anlass. Inhaltlich bewegt sich dieser »REISSWOLF« 60 auf gewohntem Terrain: Zu Anfang ein Interview, danach Rezensionen. Und so wird es auch weitergehen. Mit dem »REISSWOLF« 61, der 62, der 63 und so weiter. Versprechen kann ich nur, dass ich mir für den »REISSWOLF« 100 etwas Besonderes einfallen lassen werde ... Obwohl, das ist ja auch wieder so ein Plan ...

Michael Haitel

Winnert, 12. Februar 2026

Interview

Ingo Löchel im Interview mit dem Autor Michael Tillmann

Michael, kannst du den Lesern des Online-Magazins kurz etwas zu deiner Person erzählen?

Mein Name ist Michael Tillmann, ich bin 56 Jahre alt und arbeite als Qualitätsmanager im Bereich Nahrungsmittel. Mein beruflicher Werdegang führte mich über eine Ausbildung zum Elektroinstallateur und nachfolgender Abendschule schließlich zum Studium der Ökologie. Ich hoffe, hier wenden sich die Leser des Magazins nicht direkt entsetzt ab, denn ich bin wirklich keiner dieser unwissenden Öko-Sabbelköpfe.

Ich rede hier von einer Naturwissenschaft, die leider sekundär von Politikwissenschaftler, Soziologen und Weltverbesserern gekapert wurde, um politische Agenden durchzuboxen.

Mit welchem Buch gabst du dein Debüt als Horror- bzw. als Fantastikautor und wie kam es zur Veröffentlichung dieses Buches?

Was war mein Debüt? Es kommt drauf an, ob man zwei Hefte mitrechnet oder nur die Taschenbücher als Bücher bezeichnet. Wenn man die Hefte mitrechnet, so komme ich auf sieben Bücher und das entsprechende Debüt ist dann »DAS GRINSEN IM LABYRINTH«. Es wurde von JÖRG KLEUDGEN (Sänger der legendären GOTHIC-Rockband »THE HOUSE OF USHER«) in seinem Verlag GOBLIN PRESS verlegt.

Es gibt (bis auf eine Ausnahme!) keine besonderen Entstehungsgeschichten über meine Bücher zu berichten. Ich habe mei-

ne Geschichten einfach an die entsprechenden Verleger gesendet, welche sie akzeptierten und druckten.

Nur beim Schreiben meines aktuellen Buchs, auf das wir ja später noch zu sprechen kommen, gibt es eine bemerkenswerte Anekdote zu berichten. Das »DAS GRINSEN IM LABYRINTH« hatte jedoch keine.

Um was geht es darin?

»DAS GRINSEN IM LABYRINTH« war ein wahnsinniger Mix sehr kurzer Texte quer durch die Welt der Fantastik, fast schon surrealistisch. Einiges müsste ich sicher mal überarbeiten.

Nach der Veröffentlichung deiner beiden Anthologien »EIN GÄNSEKIEL AUS SCHWERMETALL« (2010) und »SCHATTEN SUCHEN KEINE EWIGKEIT« (2013), erschienen deine Bücher ab dem Jahr 2021 im Blitz Verlag, darunter auch die Horror-Western-Anthologie »WESTWÄRTS AUCH DIE ÄNGSTE ZIEHEN« (2023).

Hast du ein Faible für »Horror-Western« bzw. was interessiert dich an diesem Mix-Genre?

Es gab in den 70er-Jahren die Heftroman-Serien GRUSEL-Western (Marken Verlag) und GEISTER-Western (Bastei-Verlag). Die habe ich mir als circa Zwölfjähriger in den 80er-Jahren für ein paar Groschen auf Flohmärkten gekauft.

Und da BLITZ bekanntlich teilweise aus dem Geist der Heftroman-Szene kommt, hat es mir natürlich eine große Freude bereitet, an der dortigen Reihe HORROR-Western mitzuarbeiten. Eine Tradition fortsetzen. Wobei mein Band übrigens kein Roman ist.

Was fasziniert dich persönlich am Horror-Genre?

Echte Freaks werden verstehen, was ich meine, wenn ich sage, es ist sehr gemütlich und entspannend in seiner Bibliothek zu sitzen und Horror zu lesen.

Ich verstehe, wenn viele Menschen es nicht schaffen werden, die Worte »gemütlich« und »Horror« übereinander zu bekommen. Das kann man nicht wirklich erklären: »If you don't have it in your blood, you'll never understand.«

Im November 2025 erschien mit »JENSEITS DES ZEITGEISTES LAUERN GESPENSTER« dein neues Buch. Wovon handeln die Geschichten in deiner Anthologie?

Der Untertitel des Buches ist Anti-Woke-ness-Fantastik. Ich habe gerade schon berichtet, dass ich Ökologie studiert habe. Und auch sonst habe ich einiges im Leben gemacht, was man vielleicht als alternativ und nichtbürgerlich beschreiben kann.

Dabei war ich für die unterschiedlichsten Lebensentwürfe aufgeschlossen und habe alle Menschen so genommen, wie sie waren. Ich habe nicht nach Geschlecht, Abstammung etc. geschaut.

Umso zorniger wurde ich, als ich bemerkte, dass es vollkommen humorlose Personen gibt, die sich scheinbar für »bessere Menschen« halten und nur ihre Interpretation von Moral und Weltanschauung als das einzig Wahre darstellen. Personen, die wirklich alles vollkommen übertreiben.

Es geht mir als Vater einfach zu weit, wenn man zum Beispiel schon Kinder verbieten will, sich als Indianer zu verkleiden, um niemanden zu beleidigen. Bekanntlich heißt eine große Indianervereinigung »National Congress of American Indians (NCAI)«.

Die Beleidigung ist also oft nur in den Köpfen der bereits erwähnten »besseren Menschen« aus den weltfremden Woke-ness-Freundeskreisen. Daher begann ich schon länger Geschichten zu schreiben, die sich gegen Kleinkariertheit und »political correctness« stellen.

Ich erkannte, gerade die subversive Fantastik ist ein sehr gutes Genre, um übertriebene Moral zu hinterfragen, denn Gespenster, wenn es sie denn geben würde, würden über unseren abgehobenen Zeitgeist nur müde lachen.

Sowohl JÖRG KAEGELMANN als auch seine Nachfolger im BLITZ-Verlag konnten meinen diesbezüglichen Sinn für Ironie verstehen. Definitiv keine humorlosen Menschen! Das macht mir Hoffnung!

Es gibt übrigens auch in diesem Buch eine Weird-Western-Story. Man findet auch eine Geschichte, in der Gespenster das Problem »Täter- vor Opferschutz« hinterfragen. Es gibt stereotypische Kannibalen. Man findet im Buch Kriminelle, die aus den Kreisen von Minderheiten kommen und behindert sind. Kannst du dir so etwas im von Zwangsgebühren gemästeten ÖRR (Öffentlich-rechtlichen Rundfunk) vorstellen?

Und hier ist die Anekdote über die Entstehungsgeschichte des Buches: Ich hatte zwischenzeitlich beim Schreiben manchmal die schreckliche Schere der Selbstzensur im Kopf. Ich hatte Hemmungen die Woke-ness-Jünger so richtig mit den Mitteln des Horrors durch den Kakao zu ziehen. Ich zweifelte an meiner eigenen Moral, kam mir schlecht vor.

Aber dann tauchte plötzlich OLAF KEMMLER, den ich schon länger kannte, mit einem Thread im Forum vom Science-

Fiction-Netzwerk auf, der alsbald hohe Wellen schlug.

OLAF berichte darin, ein harmloses quasi »Venus-Bild« (von mir laienhaft so bezeichnet) aus seiner Feder zum Roman »Irgendwo ist immer gestern« (MICHAEL STEINMANN) war beim Kurd-Laßwitz-Preis quasi gecancelt worden, weil es zu »sexistisch« wäre.

OLAF wird sicherlich lachen, wenn er hört, dass in meinem Geiste immer schon sein Kosenamen »Der Che Guevara der deutschen Science-Fiction« war. OLAF ist ein herzensguter Menschenfreund. Die Revolution frisst ihre Kinder, ist eine gängige Redewendung.

Der Bogen ist überspannt, wenn so ein Humanist wie OLAF KEMMLER wegen seiner Kunst als Sexist bezeichnet wird. Das zeigt mir, dass ich mit meiner Kritik gegen die Wokeness absolut richtig liege. Die Schere der Selbstzensur ist zerbrochen. Ich nehme jetzt kein Blatt mehr vor dem Mund.

Unabhängig vom Kurd-Laßwitz-Preis haben wir mal in der Szene recherchiert. Uns wurde klar, dass einige Namen an vielen neuralgischen Punkten immer wieder auftauchen. Die Fantastikszene spiegelt hier die Gesellschaft wider, wo auch kleine Kreise neuralgische Punkte besetzen und ihre persönliche Meinung als die Meinung des Volkes verkaufen wollen.

GEORGE ORWELL soll mein Zeuge sein: Ich bin ein kompletter Wahnsinniger, der seinen verdammten Stiefel der Freiheit und Aufrichtigkeit reiten wird, ganz egal was meine schlimmsten Kritiker und inquisitorische Weltverbesserer schreiben werden. Denn ich will ja gerade die verlorene Kommunikation anregen!

Ich will mit meinem Buch Themen on topic bringen, die in Foren oft gecancelt werden, mit der Begründung, sie wären für die Fantastik/Fantasy/Science-Fiction zu off topic. Ganz im Gegenteil: Die Themen sind das Blut in den Adern bzw. Schläuchen der Gespenster bzw. Roboter. Die Kunst bleibt frei!

Ich will nicht, dass die kommenden Generationen im Schatten der neuen Spieler leben müssen. Kinder sollen noch, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben, Indianer spielen. Es ist mehr als schäbig schon Kinder in eine bestimmte Weltanschauung drücken zu wollen. Aber das sind alles nur Beispiele.

Sind die Geschichten, die in dieser Anthologie veröffentlicht wurden, alles Erstveröffentlichungen?

Das Thema wühlte meinen Geist nicht erst gestern auf. Ich zähl jetzt nicht nach, aber circa 40 % sind früher schon mal total verstreut in Magazinen veröffentlicht worden. Der überwiegende Teil ist aber neu.

Deine bisherigen Buchveröffentlichungen scheinen alles Anthologien zu sein. Hättest du nicht auch mal Lust, einen Roman zu schreiben?

Nein.

Du hast seit den 1990er-Jahren eine Vielzahl von Kurzgeschichten in diversen Publikationen wie »EXODUS«, »FANTASIA«, »NOCTURNO«, »PHANTASTISCH« und »ZWIELICHT« veröffentlicht.

Wieso das Schreiben von Kurzgeschichten? Was interessiert bzw. fasziniert dich an dieser literarischen Form? Ist es ihre »Kürze«?

In meinen Kurzgeschichten hat jeder Satz einen Sinn im Gesamttext. Jede Strei-

chung würde etwas völlig anderes ergeben. In manchen Romanen kann man hingegen hundert Seiten und mehr streichen, ohne dass sich final etwas ändert. Ich denke, mehr muss man dazu nicht sagen.

Hast du literarische Vorbilder, die dich beim Schreiben deiner Kurzgeschichten/Erzählungen inspirieren bzw. inspiriert haben?

Meine Geschichten sind sehr unterschiedlich. Mal klassische Fantastik. Mal Splatter (meine Story in ZWIELICHT 21 ist recht beliebt). Mal Surrealismus. Mal Satire. Man müsste für jede Geschichte einzeln analysieren, welche Geister sich da widerspiegeln.

Es liegen Welten zwischen Robert Aickman, Clive Barker, E. F. Benson, Philip K. Dick oder Murakami etc., aber ich liebe sie alle.

Was unterscheidet deiner Meinung nach deine Anthologien sowie deine Kurzgeschichten/Erzählungen von anderen Werken des Horror-Genres?

Mir ist der Zeitgeist egal. Da bin ich wie die alten Gespenster in meinen Erzählungen. Ich werde niemals einen Trend folgen und zum Beispiel Romantasy oder Tentakelporn schreiben. Ich bin ein völlig autonomer Autor. Und ich kann auch nur jeden jungen Autor raten, völlig autonom zu bleiben.

Beispielsweise würde ich niemals der PAN (Phantastik-Autoren-Netzwerk) beitreten. Die PAN hat circa drei richtige Stars und vielleicht ein halbes Dutzend Leute, deren Name man schon irgendwann mal gehört hat.

Die anderen sind alle namenlose Unbekannte. Warum sind diese namenlosen Unbekannten in der PAN? Weil sie hoffen,

etwas Licht fällt von den Sternen (s. o.) auf sie herab. Aber dieses Licht wird sie nicht erleuchten. Sie werden im Schatten bleiben, für immer, wenn sie nicht autonom werden.

Welche Buchprojekte sind für die Zukunft geplant?

Ich kann noch nichts Konkretes sagen. Vielleicht mal ein Band mit mehr Science-Fiction und weniger Gespenstern? Oder doch wieder Horror-Western? Oder was ganz anderes?

Mir fällt gerade auf, ich habe viele Geschichten geschrieben, die in Kneipen, Pubs, Saloons etc. spielen. Man könnte mal Kneipen-Lesungen veranstalten! Hat jemand Bock, mich dafür anzuheuern?

Michael, vielen Dank für die Beantwortung der Fragen.

Die Bücher des Autors Michael Tillmann (Anthologien):

- 1997: Das Grinsen im Labyrinth
- 1999: Mein Fleisch wird brennen
- 2010: Ein Gänsekiel aus Schwermetall
- 2013: Schatten suchen keine Ewigkeit
- 2021: Der König von Mallorca
- 2023: Westwärts auch die Ängste ziehen
- 2025: Jenseits des Zeitgeistes lauern Gespenster

<http://www.michaeltillmann.de/>

Das Interview erschien erstmals am 21. Dezember 2025 auf der Internetseite des »Black Stone Magazine«, genau hier: <https://blackbookmagazine.blogspot.com/2025/12/ein-interview-mit-dem-autor-michael-tillmann.html>

Bücher, Bücher ...



Lothar Nietsch

INSPEKTOR PANZER UND DIE TRAURIGEN KLONE

Ein Science-Fiction-Krimi

AndroSF 214, p.machinery, Winnert, Februar
2025, 416 Seiten, Paperback, ISBN 978 3
95765 440 3, E-Book: ISBN 978 3 95765 701 5

Der Krimi und die Science-Fiction sind nicht nur über zahlreiche Autoren beginnend in den Pulpas miteinander verbunden. Von Frederic Brown über John Brunner, John T. Sladek/Thomas M. Disch, Kate Wilhelm oder Christopher Fowler haben Schriftsteller mit einem Faible für die

Fantastik auch gerne Krimis geschrieben. Einige Autoren sind auch im Laufe ihrer Karrieren ganz in das andere Genre gewechselt. Meistens, weil es einfach besser als die Genrekost bezahlt worden ist.

Es gibt auch Schriftsteller wie Lee Kilough, deren fantastische Geschichten Elemente des Krimis übernommen haben. Das hört sich leichter an als getan. Sowohl der Science-Fiction-Aspekt wie auch die Kriminalhandlung müssen unabhängig voneinander funktionieren. Es macht keinen Sinn, Versatzstücke aus dem einen Genre in das andere zu übertragen. Nur wenn der Krimi auch ohne die fantastisch-utopischen Ideen funktioniert, wird der Leser mit angesprochen und erfreut sich zusätzlich am Hintergrund. Mit seinem umfangreichen Roman »Inspektor Panzer und die traurigen Klone« macht Lothar Nietsch sehr viel richtig, auch wenn im mittleren Abschnitt die Handlung ein wenig statisch erscheint und zusätzlich der Plot noch einmal während des Finals nach der Überführung der bzw. des Täters noch einmal nicht nur für die Leser zusammengefasst werden muss. Dieser Aspekt kann negativ aufgefasst werden- der Leser hat es nicht verstanden. Aber auch positiv, dass die Handlung so komplex, vielleicht auch ein wenig kompliziert ist, dass mehrere der ermittelnden Polizisten erklärend zu Hilfe eilen müssen.

Es ist sein erster Science-Fiction-Roman, aber nicht Lothar Nietschs einzige Genrearbeit. 2019 kam es zu einer Nominierung für den Kurd-Laßwitz-Preis in der Kategorie beste Erzählung: »Die Wettermaschine« aus »Exodus 37«. »Inspektor Panzer und die traurigen Klone« entstand schon 2013.

Lothar Nietsch ist 1966 in Nürnberg geboren worden. Nach der Schulzeit lernte er den Beruf Gas- und Wasserinstallateur. Seit 2019 arbeitet er als Haustechniker in einer Einrichtung für geistig Behinderte. Dazwischen gab es Stationen als Fitness-trainer, Fahrradkurier und Geschäftsführer eines Kurierunternehmens. Kurze Zeit ist er auch selbstständig gewesen. Seit 2000 zahlreiche Veröffentlichungen von Kurzgeschichten in verschiedenen Literaturzeitschriften und Anthologien. Dazu bislang einige Romane von »Blut der Wiederkehr«, »Flaschenkind« und »Familienbande« hinzu zum vorliegenden Science-Fiction-Krimi.

Die Zukunftswelt besteht vor allem aus zehn großen Städten, die durchnummeriert sind. Das Leben ist in diesen Städten geordnet, strukturiert. Wer sich damit nicht anfreunden kann, hat zwei Möglichkeiten. Einmal die Gedächtnislöschung und damit ein entsprechender Neustart oder das Exil in den Slums außerhalb der großen Städte. Der große Krieg – ein Thema, auf welches der Autor im Verlaufe der Geschichte noch eingehen wird – hat für diese neue, jede Individualität erdrückende zentralisierte Ordnung gesorgt.

Verbrechen gibt es so gut wie keine. Zumindest keine Kapitalverbrechen. Inspektor Dalmo Panzer vom Morddezernat wird daher ein wenig unvermittelt mit einem in mehrfacher Hinsicht schweren Verbrechen konfrontiert. Der Vize Senator von Terra 3 wird auf eine bestialische Art und Weise ermordet und quasi in einem eher heruntergekommenen Wohnkomplex in einer seit Monaten offiziell nicht mehr genutzten Einheit drapiert.

Dalmo Panzer soll die Ermittlungen mit einem computertechnisch begabten, aber ansonsten unerfahrenen Jungspund an seiner Seite übernehmen. Natürlich gibt es schnell Druck von den Vorgesetzten und den Politikern bis hinauf zur Kanzlerin. Panzer soll schnell einen Verdächtigen präsentieren. Notfalls auch Beweise hinbiegen, damit wieder Ruhe in die oberen Etagen der Politik kommt.

Wie es sich für einen solchen Fall gehört, ist natürlich nichts, wie es scheint. Was anfänglich auch dank eines kaum erkennbaren Sexvideos wie eine Beziehungstat oder Rache aussieht, wird schnell zu einem komplexen Politikum. Kurze Zeit später findet sich eine weitere Leiche eines Mitglieds der politischen Ordnung und Panzer ahnt, dass diese anscheinend sehr brutalen wie persönlichen Taten nur Teil einer ausgesprochen komplexen Vorgehensweise sind, mit welcher politische wie wirtschaftliche Vorgänge höchstens Brisanz überdeckt werden sollen.

Im ersten Drittel des Buches konzentriert sich Lothar Nietsch auf den Fall und den ermittelnden Inspektor. Dalmo Panzer ist dabei ein Polizist wie aus der Klistheekiste. Das soll nicht negativ klingen, aber der Autor bemüht sich, den lakonischen Einzelgänger zu zeichnen, der weniger mit Technik als seinem teilweise überforderten Verstand den nicht immer ganz einfachen Spuren folgt. Zeugenaussagen – eine bekannte Prostituierte hat das Aufgebot gesehen, mit welchem der Vizekanzler bei seinen Sextreffen in dem Gebäude gesichert worden ist – ergeben zwar einen Sinn, öffnen aber eher neue

Verdachtsmomente. So scheint der Vizekanzler ein lukratives Nebengeschäft mit besonderen Raumanzügen zu haben, die aber nie wirklich in Produktion gegangen sind. Die Abrechnungen der einzelnen Städte sind gegenüber der Kostenstelle im Vergleich zu den tatsächlichen Notwendigkeiten zu hoch und erst werden die Titan-Werke durch Gesetze und Beschränkungen fast aus dem Wettbewerb gedrängt und anscheinend an einen Konzern aus einer anderen Stadt verkauft.

Obwohl Dalmo Panzer mit einer Bluecard ausgestattet ist, welche ihm sogar die Hilfe vom Militär ermöglicht, kommt er lange Zeit nicht wirklich weiter. Lothar Nietsch führt einige neue Ideen auf. Da wären die getarnten Kampfroboter, die es eigentlich nicht mehr geben dürfte. Alle Modelle dieses Typs mussten zurückgegeben werden. Und doch werden Panzer und seine Mitstreiter von einer dieser Maschinen im Tarnmodus bedroht und gejagt. Lange Zeit nutzt Lothar Nietsch diesen Ansatz, um über die stoischen Politiker hinaus – alle haben Motive, aber keiner wirklich Mumm – einen direkten Verdächtigen zu präsentieren.

Im Laufe der Handlung treten noch die Klone in Erscheinung. Ein wenig unglaublich erscheint, dass außer Panzer und seinem direkten Untergebenen niemand von Kloning gehört hat oder glaubt, dass es tatsächlich möglich ist. Dieser Distanzaufbau ist unnötig, zumal die Politiker bis in die Spitzen der Kanzlerin diese Technik kennen.

Wie bei Philip K. Dick schließt sich an die Idee eines menschlichen Klon die Frage nach der Identität an. In doppelter

Hinsicht. Einmal aus der menschlichen Perspektive, welche während ihrer Ermittlungen zwischen Original und Klon unterscheiden müssen. Erschwerend kommt hinzu, dass die am Tatort gefundenen Körperflüssigkeiten keinem Menschen zugeordnet werden können. Damit auch in der Theorie keinem Klon. Allerdings gibt es in dieser zentralisierten Welt natürlich einen Menschen, der nicht einzuordnen ist. Lothar Nietsch gibt im Laufe der Handlung noch einen weiteren Hinweis in diese Richtung, welcher vielleicht den sorgfältig aufgebauten Plot unterminiert. Aber ganz so einfach macht der Autor es seinen Lesern nicht. Niemals ist ein Täter bei ihm ganz allein.

Neben der Schwierigkeit, bei der Überführung eines Täters zwischen Mensch und Klon unterscheiden zu können, gibt es noch eine andere Problematik. Auch die Klone werden sich ihrer zweitklassigen Existenz mehr und mehr bewusst. Im Vergleich zu vielen anderen Science-Fiction-Romane sind sie kein klassischer Teil der Bevölkerung, sondern dienen einem bestimmten Zweck. Sie folgen nicht immer ihrer Bestimmung, sind sich dieser Bestimmung nicht einmal bewusst.

Lothar Nietsch versucht vor dem Hintergrund eines spannenden Kriminalromans diese zwischenmenschlichen, humanistischen Aspekte zu berücksichtigen. Das gelingt nicht immer gänzlich zufriedenstellend, da zu viel Handlungsichte, zu viel Intensität und damit auch zu viele Ideen auf einen stringenten Faden treffen. Aber die Erweiterung des Falls um plötzlich mehrere, im Grunde »unfassbare« Tatverdächtige tut der Geschichte nach

der Auseinandersetzung mit den angreifenden Robotern gut.

Zu den Stärken des Buches gehört weniger die Zeichnung der einzelnen Charaktere über den stoischen Dalmo Panzer hinaus, sondern vor allem die dystopische Welt, die mit den Konglomeraten; den elitären Räten der jeweiligen Städte und einer – höflich gesprochen – ambivalenten Kanzlerin sehr gut überzeugen kann. Lothar Nietsch hat sich zahlreiche Science-Fiction-Bücher und Filme als grundlegende Vorbilder genommen, aber etwas Eigenes erschaffen. Dalmo Panzer bewegt sich in der Welt der reichen und mächtigen Konzernchefs und den geldgierigen Politikern. Während seiner Ermittlungen deckt er manchmal absichtlich, nicht selten zufällig ihre Schwächen auf. Am Ende sind es alles schwache Menschen voller Begierden, die sie wie Millionen andere Wesen hinter geschlossenen Türen auszuleben suchen. Mit Gemütsruhe kämpft sich Dalmo Panzer durch diesen Dschungel von Antagonisten, welche nicht der Täter sind, aber seine Ermittlungen aus verschiedenen anderen Gründen zu unterminieren suchen. Bei einem so komplex aufgebauten Roman ist es leicht möglich, die Balance aus Handlung und Hintergrund zu verlieren. Absichtlich lässt Lothar Nietsch seine Leser, aber auch seinen Ermittlungsbeamten im Dunkeln. Spannungstechnisch sicherlich ein opportunes Mittel, aber irgendwann muss nicht nur die Wende erfolgen, der Leser muss das Gefühl haben, der Kommissar ist aktiv bei der Sache und findet die entsprechenden Spuren. In dieser Hinsicht erscheinen einige Situationen auch begleitend von dem

eher störenden als hilfreichen Militär zu stark konstruiert und zu wenig aus sich selbst heraus entwickelt. Das liest sich weiterhin gut, aber wie zum Beispiel auch in Michael Iwoleits »Der Moloch« – damit sind beide Romanversionen gemeint – gibt sich Lothar Nietsch nicht mit dem Einfachen zufrieden. Die Wirkung soll perfekt sein und damit wird der Bogen überspannt.

Bei den Protagonisten dominiert Dalmo Panzer. Es gibt einzelne Szenen, in denen Lothar Nietsch ein wenig zum Übertreiben neigt. So träumt Panzer von einer attraktiven Frau, die nicht nur seine Nachbarin wird, sondern auch in seiner Abteilung als Sekretärin anfängt. Der Leser kann sich das Ende gut vorstellen. Diese persönlichen Szenen – es gibt noch eine zweite sich entwickelnde Liebesgeschichte – sollen die emotionslos agierenden, manchmal ein wenig steifen Protagonisten vermenschlichen. Aber die von Lothar Nietsch erschaffene Zukunft ist nun einmal so, wie er den Hintergrund gezeichnet hat und der Versuch, wieder in die Gegenwart zurückzukehren und dem Leser einen emotionaleren Zugang zu seinen Figuren zu ermöglichen, wirkt insbesondere während des Prologs – vielleicht auch der Hinweis auf weitere Fälle, die Panzer lösen könnte? – ein wenig zu kitschig. Zumindest kommt Inspektor Panzer am Ende zum Schuss.

Seine Antagonisten sind deutlich interessanter gestaltet. Auf der einen Seite ermittelt er in den höchsten Ebenen der Macht. Politisch und wirtschaftlich. Da gibt es unzählige weitere Geheimnisse, welche von den beiden brutalen Morden über-

deckt worden sind. Nicht alle spielen abschließend eine wichtige Rolle, aber das buchstäbliche Herumstochern im eher virtuellen Nebel dieser Zukunftswelt mit ihren wirtschaftlichen Kämpfen hinter den Kulissen oder die kaum zu durchschauenden Hierarchien hinter den vordergründigen Titeln/Aufgaben bilden einen reizvollen Kontrast und offenbaren sehr viel mehr Potenzial, als Lothar Nietsch durchgehend heben kann. Damit soll nicht gesagt werden, dass weniger im vorliegenden Fall mehr gewesen wäre. Dazu ist alles sehr komplex, sehr ambitioniert und auch interessant durchdacht angelegt. Aber diese Vorgehensweise erdrückt teilweise die Handlung. Manche Begegnung wirkt nicht nur wie der notwendige Zweikampf zwischen unbestechlicher Justiz nur in Form von Inspektor Panzer und korrupter Politik, sondern wie eine existenzielle Begegnung zwischen »gut« und »böse«.

Die letzte Fraktion sind die im Titel erwähnten traurigen Klone. Ihre Existenz wird immer wieder erwähnt, eher angedeutet, aber nicht wirklich zufriedenstellend entwickelt. Ab der Mitte des Buches beginnen sie die Handlung nicht zu dominieren, sind aber auf beiden Seiten als Täter und Opfer relevant. Lothar Nietsch hat aber seinen Roman so gut durchdacht, dass er gegen Ende auf die auffällige Bemerkung hinsichtlich trauriger Klone noch einmal eingeht. Ganz menschlich sind sie trotz einiger tragischer Szenen mittels dick'scher Auseinandersetzung hinsichtlich ihrer Existenzberechtigung über die Aufgabenerfüllung hinaus nicht. Ihr Auftreten ist aber auch nicht zu kritisieren. Weniger wäre schlecht gewesen, mehr

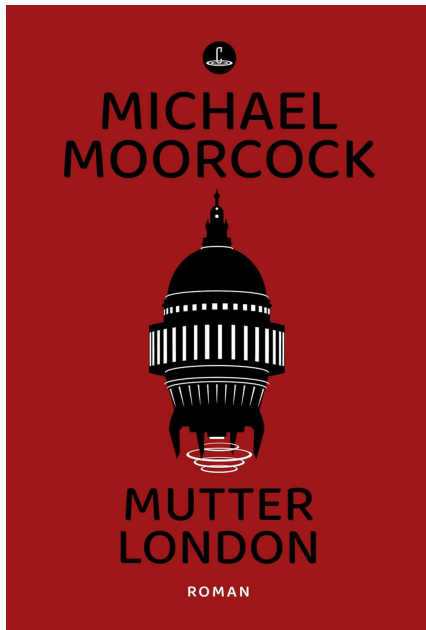
hätte den vor allem anfänglich spannenden, intensiven und dichten Handlungsaufbau unterminiert und zu viele Hinweise bedeutet.

Mit einer Idee spielt Lothar Nietsch immer wieder: die Gedächtnisformatierung. Es ist eine der Höchststrafen. Dabei reicht das Spektrum von einer brachialen Art der Umschulung bis zur Bestrafung. Lothar Nietsch nutzt dieses Instrument sehr ambivalent. Mal als wie eine Keule geschwungene Bedrohung, die nicht nur Schuldige, sondern auch unbequeme Frage wie Inspektor Panzer trifft, sondern auch Unschuldige, die aus eher niedrigeren Gründen dieser Behandlung zugeführt werden. Was als Damoklesschwert wirken soll, erscheint rückblickend als zumindest im vorliegenden Buch angewandter, aber nicht final durchdachter Bluff.

Zusammengefasst ist »Inspektor Panzer und die traurigen Klone« ein herausforderndes Buch im positiven Sinne. Auch wenn der Plot mit der schrecklich verstümmelten Leiche und einem in dieser Hinsicht nicht sonderlich erfahrenen Inspektor umgehend einsetzt, fordert der Roman sehr viel Geduld von seinen Lesern. Immer wieder weicht Lothar Nietsch vom eigentlichen Plot ab, um seine vielschichtige, aber auch nicht gänzlich originelle Welt weiterzuentwickeln. Dabei nutzt der Autor zwei klassische, vielleicht auch ein wenig klischeehafte Vorgehensweisen des Krimis: ein nicht aufeinander abgestimmtes Ermittlerduo, dessen individuelle Stärken – Instinkt und Computererfahrung – final notwendig sind, um erfolgreich zu sein – und zusätzlich einen metaphorischen Fisch außerhalb des Wassers. Panzer muss sich in sozialen Be-

reichen bewegen, die ihm bislang nicht vertraut sind und mit Menschen kooperieren, die er eher staunend von den Bildschirmen und aus den Zeitungen gesehen hat. Berührungsängste hat Panzer angetrieben vom Ehrgeiz, den Fall zu lösen und gleichzeitig auch mit vollem Gedächtnis zu überleben nicht. Trotzdem ist er nicht so eckig und kantig, dass Panzer in dieser auch teilweise verletzlischen Form nicht zugänglich ist. Er ist schließlich die Identifikationsfigur des Lesers. Der Führer in dieser technisch dominanten, aber auf Lügen aufgebauten kapitalistischen Welt. Auch wenn Panzer selbst in mehr als einer Szene einen Lotsen an seiner Seite bräuchte. Die Intensität der Handlung; die Konzentration auf einige wenige Actionszenen, aber viel Ermittlungsarbeit und schließlich die zufriedenstellende Auflösung des Plots – alle roten Fäden hinsichtlich der kleinen Mordserie werden inklusiv der entsprechenden Motive und notwendigen Aktionen/Reaktionen zufriedenstellend zusammengerollt – überzeugen trotz der angesprochenen Schwächen. »Inspektor Panzer und die traurigen Klone« gehört zu den besseren deutschsprachigen Genre Romanen dieses Jahres und Lothar Nietsch ist ein weiter Name wie Tom Turtschi oder Ralph Alexander Neumüller, den der Leser im Auge behalten sollte.

(Thomas Harbach)



Michael Moorcock

MUTTER LONDON

(Mother London)

Memoranda, Juni 2025, 680 Seiten, ISBN 3910914346-978

Knapp vierzig Jahre nach der Entstehung veröffentlicht der Carcosa Verlag mit »Mutter London« aus der Feder Michael Moorcocks ein literarisches Schlüsselwerk, das wie keine seiner anderen Arbeiten für den Übergang des experimentellen, sicherlich auch exzentrischen britischen Genreschriftstellers zu einem anerkannten Literaten stehen könnte.

Der Bastei Verlag hat im letzten Jahrhundert mit der Veröffentlichung des ersten Buches einer Trilogie »Byzanz ist überall« und dem alleinstehenden Werk »Das

Bordell in der Rosenstraße« einen kurzzeitigen Versuch unternommen, Michael Moorcock außerhalb des Fantasy- und Science-Fiction-Genres zu etablieren. In »Byzanz ist überall« setzte sich Moorcock mit der Ausbreitung des Faschismus auseinander. Ein heute sehr viel mehr brisantes Thema. Daher wäre auch eine Neuauflage dieses Buches und die Vervollständigung der Trilogie in deutscher Übersetzung elementar.

Alan Moore hat im Nachwort zu seinem ebenfalls im Carcosa Verlag veröffentlichten ersten Band »Das große Wenn« Michael Moorcock gedankt und seinen »Mutter London« auf die gleiche Stufe wie Ian Sinclairs Werk über die britische Hauptstadt gestellt.

Auch wenn Michael Moorcock seit vielen Jahren zwischen Austin, Texas und Paris hin und her pendelt, ist Moorcock seit seiner Geburt in einem der Vororte der britischen Hauptstadt Londoner. Viele seiner Science-Fiction-Werke wie die Jerry-Cornelius-Chroniken haben London als Ausgangspunkt. Die exzentrische Vereinigung von den Sex Pistols und Jerry Cornelius »The Great Rock'Roll Swindle« zerstört auf seinem anarchistischen Zerstörungszug durch Großbritannien natürlich auch einige markante Punkte Londons.

In »Byzanz ist überall« hat Michael Moorcock auf einen höflich gesprochen unzuverlässigen, in der Realität allerdings verlogenen Erzähler zurückgegriffen, der sich klar antisemitisch positioniert, obwohl er selbst Jude ist. In diesem Punkt macht es Moorcock seinen Lesern leicht – der Verräter ist einer von ihnen –, aber auch gleichzeitig schwer, weil er dem auf-

kommenden Antisemitismus auch gleich eine Art Entschuldigung mitgibt.

In seinem offensichtlich autobiografisch gefärbten Roman »Mutter London« verteilt der Autor die eigenen Geschichten auf drei sehr unterschiedliche Charaktere, die immer wieder in Irrenhäuser eingeliefert werden bzw. sich als Ruhephase einliefern lassen. Die Geschichte ist nicht chronologisch erzählt. Sie springt hin und her. Der Bogen spannt sich von den 30er-Jahren bis quasi in die Gegenwart der Achtziger, als Michael Moorcock das Epos verfasste. Aber der Epilog zeigt die wahre Intention Moorcocks. London ist Dreh- und Angelpunkt der Handlung. Ohne Londons Mythen funktioniert das Buch nicht, vielleicht sogar das Leben seiner so liebenswerten, exzentrischen und zutiefst englischen Figuren. London ist ewig, alles andere ist Schall und Rauch.

Die Handlung setzt einige Jahre nach Kriegsende – obwohl die Spuren noch allgegenwärtig sind – ein. Mary Gasalee verbringt dort immer wieder Zeit. Im Zweiten Weltkrieg hat sie ihren Mann durch einen Bombenangriff verloren, sie hat mit ihrer Tochter im Keller des Hauses überlebt. Diese Sequenz ist immer wieder präsent in der Geschichte, wird aus verschiedenen Perspektiven erzählt. Die Wahrheit erfährt der Leser erst am Ende. Nach ihrer Rettung ist Mary Gasalee in ein Koma gefallen, das fünfzehn Jahre andauert hat. Ihre Tochter ist inzwischen eine erfolgreiche Schriftstellerin, die mit ihrer Frau im Norden Englands lebt. Auch wenn Mary Gasalee da immer wieder hinfahren kann, bleibt London ihr Lebensmittelpunkt. Sie ist attraktiv, intelligent und ihr sexuelles

zweites Erwachen erfolgt ja nach dem Koma relativ spät, aber umso entschlossener.

Außerhalb der Schwestern und der Ärzte besteht ihr soziales Umfeld vor allem auch aus zwei sehr unterschiedlichen Männern: Mr. Josef Kiss und David Mummery. David Mummery ist ein im tiefsten Herzen einsamer und verunsicherter Mensch. Er schreibt Reiseführer, die niemand lesen möchte. Artikel über die geheimen Tunnel unter London.

Deutlich charismatischer ist Josef Kiss. Er ist als Gedankenleser aufgetreten. Seine Fähigkeit funktioniert aber nur in London. Immer wenn er zu den Vorstadtorten kommt, wird seine theatralische Fähigkeit schwammiger, bis er nichts mehr »sehen« kann. Michael Moorcock extrapoliert diese Idee nicht weiter. Wie vieles bleibt sie einfach im Raume stehen. Selbst wenn er Mister Kiss Fähigkeit relativiert und als Tricks darstellt. Dazu ist er Kleindarsteller und hat bei einigen wenigen britischen Produktionen in Minirollen mitgewirkt. Kiss fühlt sich relativ schnell zu Mary Galsalee hingezogen, wobei die Probleme hat, als Mutter einer inzwischen erwachsenen Tochter, deren Heranwachsen sie ja nicht »erlebt« hat, sich wie ein besessener Teenager zu geben.

Michael Moorcock nimmt sich im Auftaktkapitel wie in Filmen in der Tradition von »Einer flog über das Kuckucksnest« viel Zeit, um die Figuren in ihren jeweiligen Zerbrechlichkeiten vorzustellen. Sie sind sich alle ihrer Aufenthalte in der psychiatrischen Klinik bewusst. Sie sind alle nicht wirklich verrückt, sondern kommen phasenweise mit ihrer sich stetig verän-

dernden Londoner Umgebung nicht zu recht. Die Aufenthalte in der Klinik bedeuten eine Erholung vom Leben. Am Ende der langen Auftaktsequenz ist klar, zwischen dem verrückten Leben draußen und dem friedlichen Leben drinnen gibt es nur einen marginalen Unterschied: die Menschen und weniger die Patienten.

Nach dieser Szene beginnt Michael Moorcock immer in Blöcken in der Zeit zu springen. Das Buch ist in mehrere größere Spannungsbögen unterteilt, die jeweils mehrere Jahre und damit auch mehrere Ereignisse umfassen. Aber es gibt nicht die klassischen 40er-Jahre – der BLITZ ist allgegenwärtig und wie Connie Willis hat Michael Moorcock die groteske Faszination des aus der Luft kommenden Todes in sprachlich intensive Bilder gefasst – oder die Fünfziger und final die 80er-Jahre. Kaum hat der Brite einen Bogen abgearbeitet, setzt er seine Figuren wieder auf Los und fängt nicht im nächsten, aber übernächsten Kapitel teilweise mit den gleichen Jahrzehnten an.

Auch wenn die Struktur des Buches auf den ersten Blick wie Konfetti wirkt, das in die Luft geworfen und wahllos wieder eingesammelt worden ist, ist das mitnichten der Fall. Michael Moorcock hat diesen anarchistischen Roman erstaunlich gut über alle Ebenen strukturiert und greift selbst kleinste Ansätze/Ideen später wieder auf. Extrapoliert sie, verfremdet sie und nutzt diese neuen Szenarien, um wieder in die tiefste Vergangenheit zu tauchen oder seine Figuren durch London zu anderen Plätzen zu treiben.

So chaotisch die Struktur erscheint, so diszipliniert ist sie allerdings angewandt

worden. Michael Moorcock erwartet von seinen Lesern wie auch seinen Figuren höchste Aufmerksamkeit. Erst am Ende wird die in einem Irrenhaus beginnende Geschichte zu einer der zahllosen Legenden, welche den Mythos London ausmachen. Natürlich zusammen mit einer relevanten Hochzeit im Bank Cottage, wo die wichtigsten Figuren sich noch einmal treffen und das Leben feiern. Das wirkt so konträr zu den ersten Szenen seiner »Tänzer am Ende der Zeit« Romane, in denen die letzten Überlebenden dekadent ihrem Ende dahinsiechen... verzweifelt feiernd, um die Angst am Rande der Dunkelheit nicht erkennen zu müssen. Je dunkler die Zeiten, je härter die Herausforderungen, umso menschlicher werden Moorcocks Figuren. Das zeigen auch die ersten Szenen des Buches, die auf der verträumten Insel in der Nähe des Gaswerkes spielen; mit dem einsam gelegenen Haus, zwei Schwestern und zahllosen Hunden und Katzen. In der Nacht des ersten echten Luftangriffs auf London. Immer wieder schließen sich bei Michael Moorcock diese Kreise.

Aber Michael Moorcocks London besteht nicht nur aus den charismatischen, aber zutiefst menschlichen Charakteren und dem allem übergeordneten Mythos der ewigen Stadt London, deren Bewohner sich im Gegensatz zu den Politikern stoisch gegen die Luftangriffe der deutschen Wehrmacht stellten, nachts die Menschen rettete und die Feuer löschte und tagsüber wieder zur Arbeit gegangen ist. Michael Moorcocks »Mutter London« ist auch eine Abbildung der teilweise bitteren Realität von den dunklen Tagen des

Blitzes – einer der Charaktere hat anscheinend einen wichtigen Verwandten direkt in der Downing Street 10 – bis in die Ära Thatcher. Und am Besten lassen sich diese Zeiten darstellen, indem man dem Volk aufs literarisch ein wenig verklärtes Maul schaut.

Zu den intensiven autobiografischen Szenen gehören die deutschen Luftangriffe erst mit Flugzeugen, welche den Himmel verdunkeln und später mit den Vergeltungswaffen – der V 1 und der V«. Der erste Angriff mit noch überraschenden Auswirkungen; die überforderten Politiker, Mister Kiss als ein abgeschobener, auf den ersten Blick nichtsnutziger Helfer, der über die Jahre zum Helden wird. Die Angst vor den direkten Einschlägen, aber auch den Blindgängern. Die Brände und die Suche nach Überlebenden in den noch schwelenden Ruinen. Das ist alles sehr authentisch, sehr eindringlich beschrieben worden. Connie Willis hat in ihrer Serie um die Oxford Zeitreisenden beginnend mit »Brandwache« und bislang in dem Doppelroman »Dunkelheit« und »Licht« endend vergleichbar Intensives beschrieben. Die Erinnerungen haben sich in den noch nicht einmal fünf Jahre alten Moorcock eingebrannt. Aber er stellt sich mittels eines Alter Egos nicht in den Vordergrund. Mister Kiss ist deutlich älter und der Held. Mary Gaselee als Schneewittchen quasi das Opfer. Stellvertretend für viele. Und Mummery ist als Schriftsteller der Chronist. Alle drei Figuren verschmelzen mit ihren unterschiedlichen Charakterzügen, aber auch ihrer Herkunft sehr gut zu einem allerdings mystischen Moorcock. Die Szenen aus dem Zweiten

Weltkrieg durchziehen das Buch und sind intensiv. Aber viel mehr werden die anderen, für London so typischen Sequenzen dem Leser im Gedächtnis bleiben.

Der Kontrast zwischen dem Zusammenhalt gegen den Feind während des Zweiten Weltkriegs zeigt sich später in den Auseinandersetzungen zwischen Demonstranten und der brutal vorgehenden Polizei, welche aus rassistischen Motiven gegen die farbigen Menschen vorgehen, die während des Zweiten Weltkriegs gegen die Nazis und an der Heimatfront gekämpft haben. Dazu kommen die anderen Minderheiten: die Schwulen und Lesben; die Roma stellvertretend für die zahllosen anderen Ausländer; die Arbeitslosen und Bettler. Auch wenn sie in den Augen der Politiker das Angesicht Londons stören, sind sie bei Moorcock ein untrennbarer Bestandteil dieser Stadt. Und verdienen es, mit Respekt behandelt zu werden.

Aber es sind nicht nur diese Übergriffe gegen politische Minderheiten. Michael Moorcock liebt Außenseiter, wie er mit seinen Liedern für Hawkwind oder der Kombination Sex Pistols/Jerry Cornelius bewiesen hat. Jede Art von politischer im Gegensatz zu demokratischer Autorität ist ihm verpönt.

Die Straßenkämpfe auch im Schatten der autoritären und rücksichtslos durchgreifenden Maggie Thatcher bilden chronologisch das Ende dieser Zeitachse.

Dazwischen finden sich zahlreiche Besuche in den vielleicht ein wenig zu glorifizierten britischen Pubs, in denen sich aus dem Nichts heraus auch mit wenigen Besuchern die entsprechenden Gespräche und Diskussionen – kein Fußball bei

Moorcock – entwickeln. In denen sich aber vor allem seine Figuren wie in der jeweiligen Klinik vor der Welt abschotten und bei einem Glas Alkohol über die alten Zeiten sprechen und ein wenig Angst vor dem haben, was noch kommen wird. Michael Moorcocks Pubs sind lebendig, ein Spiegel ihrer jeweiligen Zeit und doch auch irgendwie zeitlos.

Eine weitere Stärke des Romans sind die Wege, welche seine Figuren gehen. Dank Mummery erhält der Leser auch gleich einen kurzen, intensiven, aber niemals Blick hinter die Kulissen von Moorcocks so fantastischen wie realistischen London. »Mutter London« ist kein Reiseführer und doch eine große Reise. Neben den Touristenattraktionen, welche allerdings eher bleich wirken, ist es vor allem die mystische Halbwelt, welche nicht nur Moorcocks Charaktere aus unterschiedlichen Gründen anzieht, sondern den meisten Eindruck beim Leser hinterlässt.

Wie bei Connie Willis, wie bei Arthur Machen, wie bei Alan Moore und auch Ian Sinclair wird London in dieser Geschichte lebendig, zu einem eigenständigen Charakter, der wie eine Mutter ihre Kinder umsorgt, aber auch wie eine Stiefmutter aus dem steinernen Nest stoßen kann.

Einige Themen des Buches sind heute wieder relevant. Vor allem öffnen sie dem Leser die Augen. Die Auseinandersetzungen zwischen den Gewerkschaften und der Polizei unter Maggie Thatcher; der Rassismus und die hohe Arbeitslosigkeit. Die in die Rand- und Industriegebiete verdrängten Sozial Schwachen. Das wird dem Leser aus der Gegenwart bekannt vorkommen. Die Probleme sind aber viel äl-

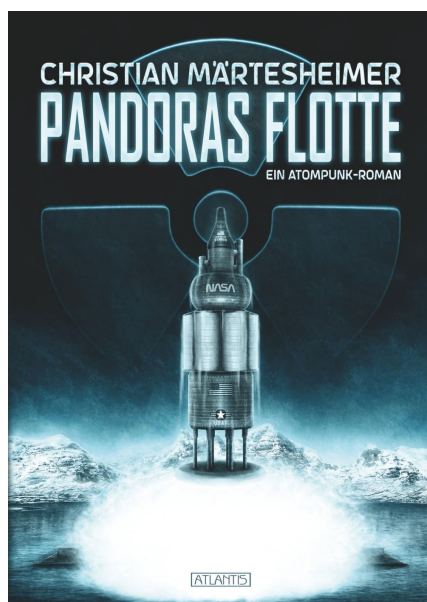
ter und wurden damals wie heute nicht wirklich gelöst. Aber Michael Moorcock hat im Gegensatz zu vielen anderen sozialkritischen Autoren keine belehrende Studie geschrieben. Michael Moorcock ist ein klassischer Erzähler, der mit seinen nicht selten unzuverlässigen und anarchistisch geprägten Charakteren die normalen Grenzen nicht nur des Genres, sondern eines Buches sprengt. Damit provoziert er; er fordert heraus, aber er unterhält auch auf einer sehr gehobenen Note. So bedeutsam die Geschichte mit ihren Ecken und Kanten; ihren Warnungen und Mahnungen auch ist. Sie steht im Schatten der Lebensgeschichte seiner Figuren und seiner Stadt. Das macht den Reiz von »Mutter London« aus.

Hannes Riffel ist es gelungen, dieses auch sprachlich herausfordernde Werk gut ins Deutsche zu übersetzen. Was nicht direkt transferiert werden kann, wird im umfangreichen Anhang zusätzlich erläutert. Michael Moorcock anfangs vielleicht ein wenig zu überzogener, zu gekünstelter und zu pointierter Stil glättet sich im Laufe der Geschichte. Das macht die Übersetzung nicht einfacher, höchstens den entsprechenden Zugang. Aber je weiter die Geschichte voranschreitet, desto dominanter werden vor allem die drei Hauptfiguren. Bei einer zweiten Lektüre würde man sie eher als Freunde denn Bekannte betrachten und vielleicht sich mehr auf den überdurchschnittlich üppigen Hintergrund konzentrieren.

Aber egal, ob der Leser »Mutter London« zum ersten oder zweiten oder x-mal in Händen hält, der Roman ist ein sprachliches wie strukturelles Meisterwerk, das

aus der Freunde am Erzählen über die eigene Heimatstadt entstanden ist und nicht, um die Welt direkt zu einem besseren Platz zu machen. Indirekt auf jeden Fall, aber in dieser Hinsicht schleicht sich die empfehlenswerte Geschichte erst unmerklich unter die Haut und wird wahrscheinlich bei jedem anderen, in London spielenden Roman im Leser wieder an die Oberfläche kommen. Und warme Erinnerungen wecken.

(Thomas Harbach)



Christian Märtzheimer
PANDORAS FLOTTE
 Atlantis Verlag Guido Latz, Mai 2025, 364
 Seiten, ISBN3864029806-978

»Tollkühne Männer (und Frauen) in ihren fliegenden Kisten im Weltall« könnte der

Untertitel zu Christian Märtesheimers Roman »Pandoras Flotte« lauten. Schon im ersten Kapitel beschreibt eine der Astronautinnen, wie es sich körperlich, aber vor allem auch emotional anfühlt, eine Atombombenexplosion abzureiten. Der Autor ordnet seine Geschichte dem Atompunk zu, eines der zahlreichen manchmal selbst ironischen Subgenres, das sich unterhalb der Science-Fiction vor allem im 21. Jahrhundert und im Gefolge des Steampunks gebildet hat.

Wobei die Idee, Raumschiffe mit Atomtrieb anzurüsten, heute natürlich deutlich anders dank Start-ups wie Exlab oder Antares neu aufgenommen wird.

Es lohnt sich, »Pandoras Flotte« mit dem Nachwort zu beginnen. Wie Stephen Baxter in seiner Alternativweltgeschichte »Mission Ares« – der Autor verweist explizit auf diesen empfehlenswerten Roman – gibt es zwei Handlungen, von denen die in den 60er-Jahren spielende Ebene langsam, aber unerbittlich auf die Haupthandlung zuläuft, in welcher ein Flug auf der angesprochenen Bombe zu den äußeren Planeten beschrieben wird. Mit den beiden Handlungsebenen parallel laufend kann Christian Märtesheimer den fiktiven geschichtlichen Hintergrund inklusive der Entwicklung der Raumfahrt mittels Atombomben- und nicht atomaren Antrieb ausführlicher erläutern, während der zweite Spannungsbogen in der Tradition der ebenfalls angesprochenen Miniserie »For All Mankind« die Herausforderungen auf den Monden des Jupiters beschreibt.

Viel wichtiger am Nachwort ist der technische Hintergrund, welcher kurz,

prägnant und vor allem allgemein verständlich zusammengefasst wird. Die Abweichungen von der bekannten Geschichte, die Integration fiktiver Figuren oder das Versetzen von historischen Persönlichkeiten der Story geschuldet werden kurz zusammengefasst. Der Leser hat nach der Lektüre dieses Nachworts nicht mehr das Gefühl, als wenn ein Atombombenantrieb eine grundsätzlich absurde Idee ist. Beginnt man mit der Lektüre des Romans, begegnen einem die verschiedenen skeptischen Haltungen der Protagonisten; die natürlichen Hindernisse und die generelle Angst vor einer friedlichen Nutzung der Bombe im direkten Vergleich zur Atomenergie mehrmals. Mit dem Wissen – dabei spielt es keine Rolle, ob es sich aus fiktiven Ideen und in den 60er-Jahren provokanten, von der Zeit in Vergessenheit geratenen wissenschaftlichen Thesen und Forschungsprojekten zusammensetzt – hat der Leser verschiedene Antworten schon im Hinterkopf und kann sich eher auf die Nuancen konzentrieren, als das er von dieser bizarren Grundidee erschlagen wird. Beide Wege führen nach draußen.

Dazwischen finden sich einzelne fiktive Zeitungsartikel, Bestsellerlisten und schließlich auch einen lustigen Hinweis auf eine Atompunk-Version von »Raumschiff Enterprise«, in der es dem Antrieb geschuldet ordentlich ruckelt. Oder ein Interview mit Stanley Kubrick, der für »2001« natürlich die Idee des nuklearen Pulsantriebs im Kino umgesetzt hat. Ein gewisser Dietmar Schönherr spricht mit Hans Rosenthal. Später ergänzt Christian Märtesheimer diese fiktiven Realnotizen

durch einen Zeitungsartikel, in dem über die Verschrottung der atomar betriebenen Züge zu Gunsten von Elektrozügen berichtet wird. Sie sind einfach billiger. Oder der Hinweis auf den Unfall in »Three Miles Island«. Kein technischer Fortschritt ohne Rückschritt, wie die Explosion eines der ersten Raumschiffe aus dem Orion Programm zeigt. Das Spektrum dieser kleinen Einschübe reicht von nachdenklich stimmend mit dem angesprochenen Unfall bis zu belustigend mit den Querverweisen auf »2001« oder »Raumschiff Enterprise«.

Atomgetriebene Raumschiffe, mit denen die Eismonde des Jupiters, die Methanseen des Titans und schließlich auch der Pluto in Kombination mit einer gigantischen Nutzlast erreicht werden können, ist die eine Seite dieses umfangreich recherchierten und kompakt erzählten Romans. Die andere Seite ist nicht weniger faszinierend, in der Christian Märtesheimer aus der Zeit des Kalten Kriegs – hier gibt es eine Szene, welche dem Leser noch einmal deutlich macht, dass Spionage kein Spiel ist – kommend eine Welt entwirft, die vom Atom und deren Nutzung in fast jeglicher Form in den Bann geschlagen worden ist. Unabhängig von den Gefahren für die Gesundheit der Menschen, die zynisch, aber auch wahrheitsgemäß der Gefährdung im Straßenverkehr oder durch Nikotin oder Alkohol gegenübergestellt wird. Alles erscheint in dieser Welt ausbalancierbar und vor allem beherrschbar zu sein. Die Abweichungen von der dem Leser (aus heutiger Sicht meistens nur noch durch Sekundärquellen wie Büchern, Filmen oder Artikeln) bekannten Welt sollen auf der einen Seite so klein

wie möglich sein, um einen realistischen Eindruck zu hinterlassen, auf der anderen Seite verschiebt Christian Märtesheimer sehr glaubwürdig diese »vertraute Welt« in ein paralleles »Universum«, dessen Pointe-of-Divergence die aktive Umsetzung des nuklearen Pulsantriebs ist, dem Orion-Projekt. In unserer Realität blieb das von Stanislaw Ulam vorgeschlagene Projekt in den 50er-Jahren auf der Stufe einer Machbarkeitsstudie hängen. Nicht nur diese Idee, sondern auch die Diskussion zwischen Andrei Dmitrijewitsch Sacharow und dem sowjetischen Minister Wiktor Michailow in den 60er-Jahren hinsichtlich eines solchen Antriebs im Angesicht des Kalten Kriegs und der nuklearen Abschreckung greift Christian Märtesheimer auf und entwickelt auf diesen beiden »Standbeinen« ein umgesetztes Konzept, das die gleiche Euphorie auslöst wie die ersten Flüge von Astronauten in den erdnahen Orbit und schließlich zum Mond. Da ein Atomantrieb dort nicht einmal richtig »warm« läuft, geht es gleich jenseits des Asteroidengürtels.

Nicht nur Stephen Baxters »Mission Ares« oder der Fernsehserie »For All Mankind« folgend, sondern basierend auf dem von Tom Wolfe für »The Right Stuff« entwickelten Konzept zwischen Technokratie aber auch zwischenmenschlichen Episoden beginnt die Vergangenheitsebene im Jahre 1961 und nicht in den USA, sondern in Moskau. Eine »Verräterin«, einige Aufzeichnungen und vor allem eine Zeichnung implizieren die Möglichkeit, dass die Sowjetunion an einem mittels Atombomben betriebenen Projekt arbeitet. Es könnte die Grundlage zur Eroberung

rung des Alls sein; der Träger, welcher Waffen in den Orbit bringt oder gleich eine moderne, vielleicht ein wenig klobige Angriffswaffe.

In der Zeit des Kalten Krieges, den Ereignissen in der Schweinebucht und vor der Kubakrise der richtige Katalysator, um Paranoia bei den amerikanischen Militärs auszulösen. Auch in den USA beginnt man mit der Entwicklung eines solchen Raumschiffs. Hier greift Christian Märtzheimer auf das historische Orion-Projekt zurück. Daneben soll aber auch weiterhin der Mond Ziel der Missionen sein, wobei eher als Sprungbrett. In Amerika geht man davon aus, dass die Russen möglicherweise nur in ihrer Propaganda zuerst den Mond erreichen könnten. Das nächste logische Ziel wäre wie bei »Mission Ares« der Mars, wobei die Kapazitäten der Orion-Prototypen ganz klar auf Ziele außerhalb des Asteroidengürtels ausgerichtet sind.

Christian Märtzheimer führt auf der Vergangenheitsebene eine Vielzahl von Persönlichkeiten ein. Gespräche mit Wernher von Braun, Baden von John F. Kennedy; dessen Besuch in Dallas; die göttliche Marilyn Monroe als erotischer Geist. Die Forscher bzw. Theoretiker Ulam und in der Sowjetunion Sacharow. Die historischen Persönlichkeiten werden überzeugend und vor allem unauffällig zugunsten der Authentizität dieser Geschichte in die laufende Handlung um den besessenen Ryan Thomasson. Er ist ein wichtiges Bindeglied zwischen Leser und Handlung. Er wird in das Projekt eingeladen und muss verschiedene technische Schwierigkeiten – die Rückkehr der von den Atombomben angetriebenen Raum-

schiffen zur Erde stellt ein weiteres, zu hohes Risiko dar – dem Leser verständlich wie überzeugend übermitteln und gleichzeitig auch gegen verschiedene Kritiker in den eigenen Reihen, aber auch der Politik kämpfen.

Seine Ehe gerät in Schieflage; er hat eine kurze Affäre mit einer attraktiven Sekretärin, seine Tochter wird schwanger und sein Sohn möchte auch Ingenieur werden, aber sich an Umweltprojekten beteiligen. Das wirkt stellenweise wie das Abarbeiten eines klassischen, aber auch leicht klischeehaften Familiendramas, dessen Höhe- und Wendepunkt schließlich ein lockeres Gespräch seiner Frau mit den richtigen Leuten ist, um die aus den Schienen gesprungene Arbeitslok Ryan wieder ins richtige Gleis zu bringen.

Aber mit den familiären Ebenen – sie werden auf der in den 70er-Jahren spielenden zweiten Handlungsebene durch die Einsamkeit der Astronauten dort draußen noch einmal auf eine andere Art und Weise aufgegriffen – bekommt der Leser auch einen notwendigen, besseren Zugang zu diesen elitären Gruppen, die quasi auch beim Barbecue in Gedanken zwischen den Sternen ist.

Wie »The Right Stuff« oder andere Werke, die sich mit den Wurzeln der Raumfahrt befassen, ist es vor allem auf den ersten Blick ein Männerbuch. Mit der weiblichen Astronautin Peloton, mit Ryans leidender und doch im entscheidenden Moment die Initiative ergreifenden Ehefrau sowie der Reporterin, die auf der richtigen Spur ist und doch einen Moment zu spät kommt, verfügt die Geschichte über einige entweder an entwickelte oder

kompakt beschriebene weibliche Charaktere, die ein ordentliches metaphorisches Gewicht schultern. Georgina Camden ragt lange Zeit bei den Astronauten aus der kleinen Gruppe heraus, bevor Christian Märtzheimer spät auch den anderen Crewmitgliedern deutlich markante Züge über einige lakonische Bemerkungen hinaus verleiht.

Trotz der Vielzahl von unterschiedlichen Charakteren und einer fehlenden Auflistung von Charakteren behält der aufmerksame Leser den Überblick. Nicht jede Nebenfigur wird sich gleich wieder einordnen lassen, aber der rote Faden ist vorhanden. Wie bei Stephen Baxter scheinen die technischen Details den für den Umfang des Romans sehr kompakten Handlungsverlauf zu erdrücken. Auf der anderen Seite funktioniert die Geschichte einer alternativen wie fiktiven Raumfahrt ohne diese ausführlichen Erklärungen nicht wirklich. Selbst Tom Wolfe musste in »The Right Stuff« die entsprechenden Kompromisse eingehen.

Die Stärke dieses Abschnitts liegt in der teilweise ein wenig naiven – nicht dem Autor, sondern dem Zeitgeist geschuldet – Darstellung der Möglichkeiten unter gleichzeitiger Negierung der Gefahren des nuklearen Pulsantriebs.

Mit dem zweiten Handlungsbogen – in den 70er-Jahren spielend – präsentiert Christian Märtzheimer die aktive Anwendung dieser Technik, beginnend mit dem »Bum bum«-Start.

Bis auf den Antrieb und die verstärkte Nutzlast – Bücher im All – greift Christian Märtzheimer in den außerhalb des Asteroidengürtels spielenden Szenen auf den

in den 70er-Jahren vorhandenen Stand der Technik zurück. Es gibt bei den drei unterschiedlichen Landungen drei fünf Männer und einer Frau auf den Eismonden des Jupiters – der heiße Antrieb schmilzt natürlich die Landestelle und droht die Stabilität des Raumschiffs zu gefährden – oder den Methanseen des Titans – Proben zu bergen erreicht hier eine andere Dimension, auch wenn ein Tauchboot vorhanden ist – und schließlich den Eisgeysire des Plutos verschiedene, lebensgefährliche Herausforderungen. Christian Märtzheimer macht relativ deutlich, dass es keine Sicherheit gibt und die Herausforderungen wie eine einfache gebrochene Achse während einer Expedition immer lebensgefährlich sind.

Ideenreichtum abseits der wenig hilfreichen Handbücher; ein Talent zur handwerklichen Improvisation oder ganz einfach eine Rettung aus dem buchstäblichen Nichts mit dem bestellten »Taxi« sind notwendig, damit die Astronauten dort draußen erleben, aber vor allem auch überleben können.

Der Autor beschreibt die unwirtliche, exotische aber auch süchtig machende Schönheit auf den äußeren Monden und Planeten. Die Erde ist in diesem Moment für die Astronauten eine ferne Erinnerung, die aufgrund der zurückgelassenen Menschen zwar Wehmut in dem kleinen Team weckt, aber im Angesicht des Erreichten verblasst. Damit schlägt Christian Märtzheimer nicht nur den Bogen zum von ihm zitierten Kubrick und »2001«, sondern zu den zahlreichen realistischen Hard Science-Fiction-Romanen eines Ben Bova oder anfänglich auch Alan Steele, in denen die

Eroberung des Sonnensystems eine perfekte Mischung aus Abenteuerlust, Ingenieurskunst und vor allem harter, alltäglicher Arbeit ist.

Anfänglich werden die verschiedenen Gefahren wie eine gebrochene Achse oder ein Schaden am Raumfahrzeug gut und schnell behoben. Nicht jeder mutige Einsatz wird letztendlich bezahlt, wie die hohe Wahrscheinlichkeit einer späteren Krebserkrankung eines der Besatzungsmitglieder zeigt. Im Laufe der immer wieder durch die chronologisch voranstehende Entwicklung des Programms unterbrochenen Handlung werden die Gefahren nicht nur »größer« – eine kleine Unachtsamkeit reicht in dieser Kette im Grunde schon aus –, sondern es kommen auch Astronauten dort draußen auf dieser Mission ums Leben. Das Weltall verzeiht meistens nicht den kleinsten Fehler. Damit erdet Christian Märtzheimer vielleicht nicht den Drang der Astronauten, mehr zu erforschen und wiederzukehren, aber er zeigt dem Leser, dass es sich beginnend mit dem explosiven Start noch nicht um einen Kinderausflug ins All handelt.

Der Roman endet neben einigen Querweisen unter anderem auf Clarkes »Fahrstuhl zu den Sternen«, aber auch realen Unglücken wie »Apollo 13« auf einer süßsauren Note. Die Menschheit hat viel erreicht bei der friedlichen Erforschung des Sonnensystems, basierend auf einer im Grunde irrationalen Idee. Aber ein Ende dieses Drangs nach außen ist angesichts der politischen wie sozialen Veränderungen in Sicht. Positiv beantwortet der Autor allerdings nicht die Frage, ob diese

Reise jenseits des Asteroidengürtels eine Fußnote in der langen Geschichte der Menschheit ist, sondern ein erster Sprung.

»Pandoras Flotte« wird dem Untertitel des Atompunk-Romans mehr als gerecht. Vielleicht irritiert dieser ein wenig ironische Hinweis auch ein wenig. Die Atombombe öffnet und schließt später auch einen relevanten Zukunftsweg. Der Begriff des Punks – auch wenn er seit dem Cyberpunk viele Subgenres der Science-Fiction begleitet – passt nicht ganz zu dieser minutiös geplanten, vielschichtig angelegten und vor allem souverän erzählten Geschichte. Es gibt kein anarchistisches, kein radikales Element. Das ist aber nur eine Randbemerkung zu einer unglücklichen Typisierung, welche Interessierte nicht von einer befriedigenden und aufklärenden, aber nicht belehrenden Lektüre abhalten sollten.

Fiktive Ereignisse sind geschickt und unauffällig mit historischen Begebenheiten kombiniert. Reale Personen interagieren mit den dreidimensional entwickelten Figuren des Romans. Der Weg ist das Ziel. Die Komplexität der einzelnen Verbindungen lässt sich entweder nur mittels einer genauen Lektüre inklusive der entsprechenden Notizen oder bei einem zweiten Lesen in ihrer Komplexität und Vielfalt gänzlich erkennen. Das macht neben der spannenden, in einem sachlichen Stil erzählten Handlung den Reiz dieser Alternativweltgeschichte aus, die ohne Frage zu den Favoriten auf den nächsten Seraph in der entsprechenden Kategorie gezählt werden kann.

Ehrfurchtsvoll, vielleicht manchmal ein wenig pathetisch oder besser dramatur-

gisch cineastisch angelegt entfaltet sich ein interessantes Panorama einer nicht unbedingt besseren, aber rein der Logik geschuldet effektiveren Eroberung des Sonnensystems durch eine Menschheit, die basierend auf der Logik des Kalten Krieges sich zumindest konträr für einen Moment und hinsichtlich einer Aufgabe einig ist: der Wettlauf ins All endet nicht auf dem Mond, wie zum Beispiel die Landung des ersten Russen auf dem Mars zwei Tage vor den Amerikanern zeigt. Begleitet von zahllosen realen oder fiktiven Details ist »Pandoras Flotte« eine anspruchsvolle, aber sehr befriedigende Lektüre und eine der großen positiven deutschsprachigen Überraschungen des Genres im Jahre 2025.

(Thomas Harbach)



Hans-Dieter Eberhard

RESTWELT

🔞 Zwischen den Stühlen 🔞

Hans-Dieter Eberhard

RESTWELT

Zwischen den Stühlen 12, Zwischen den Stühlen @ p.machinery, Winnert, Mai 2024, 376 Seiten, Paperback: ISBN 978 3 95765 394 9, E-Book-ISBN 978 3 95765 725 1

Im p.machinery-Imprint »Zwischen den Stühlen« ist mit »Restwelt« ein weiterer autobiografisch gefärbter Roman erschienen. Den Auftakt machte Ray Müllers »Odyssee«, wobei der Schwerpunkt des Autors mehr auf den Erfahrungen der zweiten Lebenshälfte eines nicht nur übermütigen, sondern vor allem auch getriebenen Mannes lag. Willi van Hengel entwickelte in seinem Blick ins eigene Ich in Form des Protagonisten Alban eine eigene Sprache. Nach »Restwelt« erschien mit »Schuld & Schicksal« in Form eines

überarbeiteten Tagebuchs und Teilen einer Familienchronik sogar ein Blick über mehrere Jahrzehnte.

»Restwelt« mit seinem Start in den 60er-Jahren passt sich in diese Chronologie ausgesprochen gut ein. Gemeinsam bilden die angesprochenen Bücher einen nicht immer verspielten Blick in das 20. Jahrhundert, niedergeschrieben von Augenzeugen, die ein wenig altersweise, aber nicht unbedingt deswegen altersmüde wohlwollend auf das eigene Leben in teilweise chaotischen Zeiten – waren sie das wirklich aus der Perspektive des 21. Jahrhunderts? – zurückblicken. Der Titel ist symbolisch zu verstehen. Alles ist die »Restwelt« für den immer wieder mit sich

selbst beschäftigten Protagonisten, durch welche er aktiv reist, die aber passiv nicht selten ihm unter die Haut gehen wird.

Der Autor Hans-Dieter Eberhard wurde im Mai 1946 in Diez an der Lahn geboren. Er wuchs zwar in Braunschweig auf, studierte aber in München neben Germanistik und Philosophie Medizin. Er bildete sich im Fach Pathologie weiter und wurde Oberarzt am Pathologischen Institut einer Klinik in München. Bei Aufenthalten in Venezuela studierte Hans-Dieter Eberhard tropische Krankheiten und unternahm Expeditionen in die Regenwälder der Amazonas-Region. »Restwelt« ist sein erster Roman, bislang hat er vor allem wissenschaftliche Artikel verfasst.

Biografien – selbst fiktiv – sind selten spannend, wenn das Objekt der Begierde vom ersten Atemzug bis ins Grab beobachtet wird. Ein Leben ist keine Gerade und so sollte auch ein biografisch eingefärbter Roman keine Linie sein. »Restwelt« beginnt, als Max mit 19 Jahren und dem schriftlichen Abitur in der Tasche quasi auf die Welt losgelassen wird. Er lebt zusammen mit seiner Mutter in ihrer ehemaligen Villa. Die Schokoladenfabrik seines Vaters ist in Konkurs gegangen, das Haus wurde verkauft. Es gibt ein Wohnrecht für die Mutter, für Max im wahrsten Sinne des Wortes nichts.

Mit dem Abitur soll der Ernst des Lebens beginnen. Max möchte aber gerne Schriftsteller werden. Nicht unbedingt, um der Welt etwas mitzuteilen, sondern weil er sich nach Reichtum und Anerkennung sehnt. Es gibt wie bei vielen Jugendlichen mehrere Probleme. Schreiben ist harte Arbeit und in diesem Punkt hat Max

keine Erfahrung. Zweitens sollte ein griffiges Thema zur Verfügung stehen. Das ist in der subjektiven Perspektive Maxs noch nicht der Fall. Es ist vielleicht eine ironische Unternote, dass der erwachsene Hans-Dieter Eberhard genau die Themen in seinem jugendlich literarischen Alter Ego findet, über welche Max (noch) nicht schreiben kann.

Hans-Dieter Eberhard sucht Kontraste. Das spießig bürgerliche Leben ausgerechnet in einer deutschen Kleinstadt in den auf den ersten Blick aufregenden wie im Hinterland auch langweiligen 60er-Jahren. Geschickt charakterisiert der Autor seinen Max als einen Menschen voller Widersprüchlichkeiten, die sich an keiner Stelle vom »Leiden« unzähliger anderer Heranwachsender unterscheiden.

Max ist für sein Alter relativ groß und wächst aus den Hosen heraus. Kein Zeichen eines souveränen, eines coolen Auftretens. Max ist musikalisch begabt, leidet aber unter Lampenfieber. Kein Wunder, dass Schreiben für ihn ein besserer kreativer Prozess ist. Isoliert von der Welt bzw. der Öffentlichkeit seine Gedanken aufs Papier zu bringen, sie fast anonym unter das Volk streuen und reich und berühmt zu werden.

Hans-Dieter Eberhard bewegt sich in diesen Szenen auch ein wenig am Rande des Klischees. Zu oft hat der Leser trotz des ansprechenden Stils und der latent ironischen kommentierend von einzelnen Ereignissen solche Szenen gelesen.

Interessant ist, dass der Autor im Laufe der Geschichte die Perspektiven zu verschieben beginnt. Der Schwerpunkt der Handlung liegt auf dem nicht unbedingt

sympathischen Max und seine teilweise narzisstische Sichtweise. Dabei wollen ihm einige Menschen nur helfen. So verschafft ihm seine Mutter ein Volontariat bei einer Zeitung, nachdem diese in Max Unterlagen von seinem Wunsch erfahren hat, Schriftsteller zu werden. Hans – Dieter Eberhard vertraut Max Sehnsüchte und Wünsche ja mehr den Lesern als Max Mitmenschen an. Daher ist es anfänglich schwierig, durch dessen innere Mauern eines komplizierten Widerstands im Grunde gegen alles zu dringen und seine subjektive Perspektive von objektiven Ereignissen zu unterscheiden. Die Sequenz in der Zeitungsredaktion ist eine Art Türöffner. Während sich die Komik in dieser Geschichte vor allem auf einige sarkastische Kommentare des Erzählers Max beschränken, entwickelt der Autor in dieser Sequenz eine Abfolge von wirklich lustigen, aber nicht wie Klamauk wirkenden Szenen, in denen der Leser Max von einer anderen, subjektiv dritten Seite kennenlernen. Es sind diese kleinen Momente, welche vor allem im zweiten Teil der Geschichte dem Leser den Charakter öffnen.

Neben dem Schreiben und der Antipathie gegen das Musizieren vor fremden Augen ist Max natürlich vom Gedanken an Sex als griffige Alternative zu abstrakten Begriffen wie Liebe förmlich besessen. Die Tochter des jetzigen Hausbesitzers hat ihm in einer frühreifen Phase das Küssen beigebracht. Mehr aber nicht. So verliebt sich Max durch einen Zufall in eine Prostituierte, ohne dass er mit diesem Berufsstand etwas anfangen kann. Diese klärt ihn sexuell auf. Natürlich müssen solche Episoden tragisch enden, auch wenn Hans-Dieter

Eberhard das Tor zu einer glücklichen wie sexuellen Zukunft einen kleinen Spalt aufmacht. Aber der Bildungsroman per se gönnt seinen zu Beginn jugendlichen Protagonisten keine Triumphe. Wer würde noch über Werther sprechen, wenn er sein Ziel erreicht hätte? Es ist die Tragik, die Katastrophe, welche solche Art von Romanen lesenswert macht.

Und diese Momente schlagen wie Blitze nicht nur einmal an der gleichen Stelle ein. Die Liebesgeschichte mit der Prostituierten endet in einer Enttäuschung. Max Mutter stirbt und er muss das Haus verlassen. Sein Weg führt ihn in das europäische Herz der 60er-Jahre nach London, wo er in der Theorie mit dem Studium beginnt. Weiterhin ist Max ziellos unterwegs.

Für einen literarischen, sicherlich auch autobiografisch eingefärbten Erstling ist »Restwelt« mit einem ambivalent gestalteten Protagonisten ausgestattet. Max ist kein Held wider Willen. Max ist auch im Grunde kein klassischer Macher, der sich den Klischees des Bildungsromans folgend nach oben durchkämpft oder nach unten fallend tragisch stirbt. Max ist irgendwo dazwischen und doch anders.

Zuerst ist der Konflikt mit seiner Umgebung, symbolisiert an Limburg an der Lahn. Man kennt sich, man liebt sich nicht unbedingt. Das Leben ist geordnet eintönig. Mehr und mehr beginnt Max' innere Stimme, das Geschehen zu kommentieren. Erst für sich selbst, was dem Leser nicht gleich auffällt und den äußeren Eindruck auf Max deutlich abmildert. Allerdings hat der Leser ein umfassenderes Bild auf die Figur. Die Eindrücke von außen, die Monologe im Inneren fügen sich eckig und kan-

tig, aber nicht unbedingt klischeehaft harmonisch zusammen und erweitern die Figur.

Aber der Autor macht es sich nicht auch nicht zu einfach. Er versetzt Max eben nicht nur aus dem Kaff Limburg nach London, die europäische Weltstadt in den 60er- und 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts, er krempelt auch Max um. Aus den inneren Monologen werden ausgesprochene Kommentare, was es allerdings nicht einfacher macht, sich in einzelnen Sequenzen der Figur wirklich zu nähern. Die Gedanken sind frei, das gesprochene Wort sollte ein wenig mehr kontrolliert werden. Vor allem weil sich Max an einigen Stellen auch – höflich gesprochen – frech äußert, ohne wirklich ein aktives Handeln zu zeigen. Aber diese – wie der Klappentext impliziert – schnodderige und manchmal unflätige Sprache wird auch zum Panzer der eigenen Empfindlichkeit, die sich »man« niemals auf den eigenen Leib zu schreiben sucht, mit der »man« aber in der stillen dunklen Kammer des eigenen Herzens leben muss.

Bei Frauen wird diese emotionale Empfindlichkeit eher akzeptiert. Männer sind in der Theorie eben Männer, aus einem anderen Holz geschnitzt. Dieser in der zweiten Hälfte des Buches deutlich nuancierter angesprochene Aspekt des lebens-technisch so simpel Reifeprozess genannten nächsten Schritts ist der Übergang in das normale, im Grunde auf seine Art und Weise auch wieder bürgerliche Leben.

Es wäre zu simpel, dem Buch auch den Untertitel zu geben, »erwachsen werden sie immer«. Das ist hinsichtlich der Ambitionen, aber auch der Reisen, welche Max

in den 60er-Jahren von einer Großstadt in die Nächste unternimmt, zu kurz gegriffen.

Natürlich ordnet sich Hans-Dieter Eberhards Geschichte auch in ein überflutetes Subgenre der »Coming of Age« Geschichten ein. Junge Leser werden den Text eher befremdlich betrachten, weil trotz Max opportunistischen Optimismus auch Wehmut in der Geschichte mitschwingt. Wehmut über verpasste Chancen auf der Suche nach dem eigenen Glück. Wobei Max auch in einzelnen Szenen ein wenig betriebsblind ist und an der eigenen Arroganz scheitert. Aber dann hätte der Autor auch kein Buch, keine echte Geschichte. Dem Gegenüber stehen so seltsame Selbstkasteiungen mit dem Verzicht auf Alkohol und nicht etwa Zigaretten, sondern Schokopastillen. Vielleicht verständlich, wenn sich ein Leser erinnert, dass Max Vater mit einer Schokoladenfabrik pleite gegangen ist. Aber der Autor braucht diese kleinen Sequenzen; diese exzentrisch wirkenden und sich doch auch gut in den fließenden, aber nicht immer wirklich laufenden Plot einordnenden Szenen, um sich von der Masse der schon angesprochenen anderen »Coming of Age« Geschichten nicht nur durch die Altersweisheit des Autors unterscheiden zu können.

Das Buch ist vor gut fünfundzwanzig Jahren schon einmal in einer wahrscheinlich längst vergriffenen Ausgabe erschienen. Die Welt ist kleiner geworden, die jungen Menschen wachsen anders auf und die Kommunikation ist ganz anders. Der Reiz der Geschichte auch für jüngere Leser liegt in der Tatsache, dass die Welt

ein viel größerer Ort gewesen ist, in den sich ein Mensch bewegen musste. Die Welt kam nicht über das Handy oder den Computer in den kleinsten Winkel der Erde und damit auch nach Limburg an der Lahn. Akzeptiert der jugendliche Leser – die ältere Generation wird weise den Kopf schütteln und sich an die eigene Jugend erinnern –, dann gehört »Restwelt« zu den unterhaltsamen Büchern auf der gleichen Stufe wie zum Beispiel Rocko Schamonis »Dorfpunks«, welche den ungeregelten Aufbruch aus dem bürgerlichen Mief beschreiben und anschließend irgendwie auch eine Rückkehr in die geordneten Bahnen des nicht unbedingt spießbürgerlicher, aber sozialen Lebens. Jede Reise beginnt mit dem ersten Schritt und »Restwelt« stellt eine solche Reise ins Innere wie auch durch die Welt als Symbol der äußerlichen Begegnung in den Mittelpunkt der manchmal auch ein wenig zu vertrauten und aus dem Kontext heraus nicht immer überraschenden, aber erfreulich ehrlichen Selbstbetrachtung.

(Thomas Harbach)

Ri Tokko

DAS AUTOMATENZEITALTER

Hirnkost Verlag, Hardcover, 760 Seiten

ISBN 978-3-98857-078-9

Der neunte (und wahrscheinlich letzte Band) der »Wiederentdeckten Schätze der deutschsprachigen Science-Fiction« »Das Automatenzeitalter« kommt mit einleitenden und nachstehenden Worten versehen als eine Art Besonderheit daher. Es handelt sich im Gegensatz zur vor vielen Jahren im Shayol-Verlag publizierten Fas-



sung um eine überarbeitete und damit auch gekürzte Version des als Vorlage dienenden Manuskripts. Damit schlägt der Hirnkost Verlag wieder den Bogen zur ersten Auflage im Amalthea-Verlag, die von der nationalsozialistischen Reichsschrifttumskammer relativ schnell wegen seiner pazifistischen Haltung in die Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums aufgenommen worden ist.

Neben dem ebenfalls schon in dieser Reihe aufgelegten »Utopolis« aus der Feder Werner Illings die vielleicht wichtigste Utopie der Weimarer Republik, wobei die Herausgeber auch deutlich machen, dass Ri Tokko sich vielleicht von einem ungefähr dreißig vorher publizierten Text hat inspirieren lassen: Paul Mantegazzas »L' Anno 3000« aus dem Jahr 1897. In Deutsch-

land unter dem Titel »Das Jahr 3000«. Der Verlag Dieter von Reeken hat diesen Roman nachgedruckt.

Sowohl beim Shayol Verlag als auch der Hirnkost Neuauflage ist schon der Umfang der optisch gelungenen Hardcover eindrucksvoll.

Fast achthundert Seiten eines gänzlich unbekannten, prognostischen Romans des deutschen Autors Ri Tokko. Der Hirnkost Verlag hat sich eher für ein ambivalentes Cover entschieden, während die imposante Stadt auf dem Shayol Titelbild – der Originalausgabe des Amalthea-Verlages nachempfunden – mehr an Fritz Langs Metropolis erinnert, denn an die im Roman beschriebene künstliche gigantische Mitteleuropa bedeckende Siedlung.

Der Autor, mit bürgerlichen Namen Ludwig Dexheimer, verlor im Herbst 1929 seine Arbeit, wie Millionen andere Menschen im Laufe der Weltwirtschaftskrise. Der umfassend gebildete Ingenieur-Chemiker nutzte die ungewollte Freizeit, um seinen einzigen Roman zu schreiben.

Wie angesprochen, ist die Shayol-Ausgabe behutsam nach dem ursprünglichen Manuskript herausgegeben worden, die Passagen, die in der Erstveröffentlichung gekürzt worden sind, sind hervorgehoben. Dabei ist es faszinierend, die nahtlosen Übergänge – manchmal innerhalb eines Satzes – zwischen Vorlage und Druck zu verfolgen.

Der Hirnkost Verlag hat sich für eine bearbeitete Fassung basierend auf der angesprochenen Erstauflage entschieden. Neben den aus der Zeit gefallen Hinweisen auf die Eugenik haben die Herausgeber verschiedene belehrende Abschnit-

te mit kulturellen Hintergründen gestrichen. Mittels Scan kann der Leser aber auf die originäre Fassung zurückgreifen und die einzelnen Änderungen im Detail nachvollziehen. Natürlich kann er mit diesem Link auch nur den ursprünglichen Text des Manuskripts lesen und sich ein komplettes Bild des ganzen Werkes unabhängig von den Bearbeitungen machen.

Alle technischen wie teilweise sozialen Ideen sind aus dem vor Ideen überquellenden, aber nicht überzeugend strukturierten Manuskript in diese Fassung eingeflossen. Es spielt auch keine Rolle, welche Version der Leser sich zur Brust nimmt.

Sowohl die Worte zum Geleit wie auch das Nachwort von Ralf Bülow, welcher den Text schon für den Shayol Verlag aufbereitet hat, geben neben den biografischen Hinweisen des Autors den Lesern eine Art Leitfaden zur Lektüre mit. Die wichtigsten technischen wie teilweise sozialen Ideen werden im Nachwort noch einmal zusammengefasst; das Vorwort weist auf das Umfeld hin, in dem das Buch erschienen und schließlich von der Regierung auch verboten worden ist. Einige Aspekte finden sich sowohl im Vor- wie auch dem Nachwort, wobei es sich empfiehlt, das Nachwort auch wirklich erst nach abgeschlossener Lektüre zu goutieren, da ansonsten wichtige Plotelemente vorher bekannt sind.

»Das Automatenzeitalter« ist eher eine Art warnendes Fanal, eine theoretische Utopie und weniger ein Roman. Selbst für die utopisch-technischen Arbeiten der Weimarer Republik ist dieses Mammutwerk ein Ideensteinbruch, aus dem ande-

re Autoren mindestens ein halbes Dutzend Romane fertigen könnten. Auf der anderen Seite ist es eben kein Roman, was sich an der oberflächlichen Zeichnung der Charaktere, den fehlenden Spannungsbögen und schließlich auch einigen roten Fäden zeigt, die im inhaltlichen Nichts hängen bleiben. Ein oder zweimal kann ein Leser solche Oberflächlichkeiten verzeihen. Zahlreiche Kolportageautoren wie Robert Kraft oder Karl May zeigen in ihren umfangreichen, aber hastig niedergeschriebenen Werken eine vergleichbare Schwäche. Aber in »Das Automatenzeitalter« häufen sich diese inhaltlichen Irrwege.

Grundsätzlich ist »Das Automatenzeitalter« eine interessante, in ihrem tiefsten Inneren auch positive Utopie. Der Roman ist fest verwurzelt in der wissenschaftlichen Bildung seines Autors und dem Drang, dieses Wissen zu extrapolieren. Immer an der Grenze zur Belehrung. Vor allem ist es einer der wenigen Romane, in denen sich die Menschheit über einen Zeitraum von mehr als fünfhundert Jahren und einigen tiefen dunklen Zeiten eine freie, fast kommunistische Gesellschaft erschaffen haben, in welcher Eigentum wegen des vorhandenen Überflusses nichts bedeutet und Frauen wie Männer sich mit gegenseitigem Respekt behandeln. Dieses Paradies ist aber nur möglich, weil negativ gesprochen frühzeitig hinsichtlich der Gesundheit eine Auslese getroffen wird – der dunkelste und fragwürdigste Abschnitt des ganzen Buches –, während positiv gesprochen sich ein technisches Perpetuum mobile entwickelt hat, in dem der Mensch intellektuell frei sein

darf. Im Grunde frei sein muss, um in die automatisierten Abläufe nicht negativ eingreifen zu können oder zu dürfen. Das Ergebnis ist eine perfekte pazifistische wie neugierige neue Gesellschaft, deren Wurzeln aber im Handeln der eher eindimensionalen wie stereotypen handelnden Personen noch rudimentär zu erkennen sind. Ganz kann sich der Autor von den sozialen Exzessen seiner Gegenwart nicht lösen, um ein perfektes futuristisches Modell zu entwickeln. Dabei erinnern einige seiner Gedanken an H. G. Wells sozialistisches Vorgehen. Der Brite hat aber niemals eine so brillante wie komplexe Stadt der Zukunft entworfen. »Metropolis« ohne Unterwelt mal vier.

Basierend auf seinem technischen Wissen trifft der Autor eine Vielzahl von zurzeit des Erscheinens noch utopischen, höchstens diskussionswürdigen und aber in der heutigen Gegenwart sehr treffenden Vorhersagen: ein globales Kommunikationsnetz oder die technologische Fähigkeit, innerhalb kurzer Zeit an jeden bekannten Ort der Erde zu gelangen. Dabei bevorzugt Tokko eindeutig den privaten Individualtourismus und nicht das Massentransportmittel. Energie kostet ja nichts.

Totale Geburtenkontrolle mit entsprechenden Verhütungsmöglichkeiten verstärkt die Tendenz, zusammenzuleben und nicht durch eheliche Pflichten gebunden zu sein. In seinen Beschreibungen bleibt Tokko aus heutiger Sicht zahm, doch entschlossen legt er das Joch der monarchistischen Ehrvorstellungen ab. Die Eugenik bildet wie mehrfach erwähnt die negative Seite ab, wobei sich Ri Tokko

bei seinen Beispielen mit dem durch ein Verbrechen erblindeten Mann, der zum Wohle der Gemeinschaft Selbstmord verüben sollte. Diese Exzesse sind selten und wirken im Vergleich zu einigen anderen bis ins Dritte Reich schreibenden Autoren »harmlos«. Dieser Begriff ist aber nur vergleichend und nicht entschuldigend verwandt worden.

Das Haus wird zum ständigen Wegbegleiter und Homaten – künstliche roboterähnliche Wesen – lesen ihren Besitzern jeden Wunsch von den Augen ab. Die in gesunden Körpern lebenden, jungen und elitären Menschen vertreiben sich die Langeweile durch Ausflüge oder bilden in diesem Roman einen Debattierklub, in dem verschiedene Themen der Reihe nach vorgestellt und diskutiert werden. Indirekt wird Leser an Thea von Harbous und damit auch Fritz Langs dekadente Oberwelt in »Metropolis« erinnert.

Grüne, anscheinend kostenlose Energie, welche zumindest in der »Automatenstadt« ein Leben auf dem Niveau des gehobenen Bürgertums ermöglicht und weit weg ist von der Realität der Weimarer Republik mit der Massenarbeitslosigkeit und damit auch der entsprechenden Armut.

Natürlich ist alles eine Frage der Perspektive. Die totale Überwachung inklusive der Unwilligkeit, Kinder zu bekommen, steht einer grenzenlosen Reisefreiheit zu anscheinend günstigen Konditionen gegenüber. Die Arbeit ist nicht mehr Knechtschaft. Das 21. Jahrhundert lässt hier in einzelnen Punkten erstaunlich überzeugend grüßen.

Trotz seines Umfangs und dem fehlenden Romankonzept bleibt »Das Automa-

tenzeitalter« eine interessante Lektüre, weil es im Grunde zumindest aus Sicht Ri Tokkos keine Erzählung, sondern eine Vision ist.

Vergleicht der Leser kritisch den sekundärliterarischen Teil – alle Reden, Artikel und Forschungsergebnisse – und setzt diesen ins Verhältnis mit der eigentlichen Handlung, so überwiegt ersterer deutlich. Mehr als einmal räumt der Autor barsch seine Figuren literarisch aus dem Weg, um von neuen Ideen und prognostischen Visionen zu berichten. Die flachen Dialoge dienen oft nur als Aufhänger. Keine seiner Protagonisten mit ihren kurzen Namen wie Mi und Lu, überzeugt in charakterlicher Hinsicht.

Neben den fiktiveren sekundärliterarischen Exkursen sind es die bizarren Ideen, welche Ri Tokko aus dem Nichts heraus in jedem der mehr oder minder kurzen Abschnitte des Buches präsentiert: In einem Kapitel entdeckt man ein außerirdisches Raumschiff in einem Kohleflöz, in dem die Überreste seit Millionen Jahren fast unbeachtet liegen. Professor Quatermass wird in den Sechzigerjahren ebenfalls im Zuge des Ausbaus der britischen U-Bahn eine vergleichbare Entdeckung machen. In einem anderen Kapitel wird eine eingefrorene Frau gefunden, deren Mann sich für ihr Überleben vor Jahrhunderten geopfert hat. Immer wieder greift Tokko auf die Vergangenheit zurück, um exemplarisch und schicksalhaft die neue Zeit zu propagieren.

Im Gegensatz zu den utopischen Romanen Hans Dominiks, der Kurd Laßwitz oder Alfred Daibler mit seinen großdeutschen Abenteuerstoffen folgte, oder den

Werken Rudolph Daumanns, predigt Ri Tokko in »Das Automatenzeitalter« meist einen aktiven Pazifismus. Immer wieder rechnet er vor, was insbesondere der Erste Weltkrieg an Produktionskosten verschlungen hat und an Produktionskraft (Mensch und Material) der Gesellschaft genommen hat.

Dabei ist seine Vision einer Volkswirtschaft mit kommunistischen Zügen – es ist nie expliziert dargestellt, ob es noch das klassische Arbeitervolk irgendwo auf der Welt gibt – eine vergleichbare Katastrophe wie der grenzenlose Investitionswahn, der schließlich die Weltwirtschaftskrise auslöste.

Die Idee, dass die meisten Menschen aus freiwilliger Neugierde in einer perfekten, zukünftigen Welt weiterforschen, ist genauso weltfremd wie die sich erneuernden Energien, die, ohne Rückstände zu bilden, dem durch den Tag treibenden Menschen ein paradiesisches und unbefangenes Leben ermöglichen.

Die Natur hinterlässt in seinem Roman einen gezüchteten Charakter; sie ist vorhanden, aber dem Menschen untertan. Den Preis für den übertriebenen, luxuriösen und lasterhaften Lebensstil zahlt in seinem Epos keiner der Bürger der Automatenstadt, Ri Tokko präsentiert ihnen noch nicht einmal den Hauch einer Rechnung.

So schwach der eigentliche Roman ist, so überwältigend vielfältig und breit sind die Ideen, die der Autor oft nur in Nebensätzen einfließen lässt. Die Wetterkontrolle durch die Freisetzung von Kohlendioxid ist ein ebenso innovativer Ansatz wie das Nachzüchten ausgestorbener Arten aus

aufgefundenen Eiern. Heute eher alte Hüte, in den Dreißigerjahren mit den amerikanischen Mad Scientists aus den Pulpmagazinen und mit Reaganzgläsern bewaffnet top aktuell.

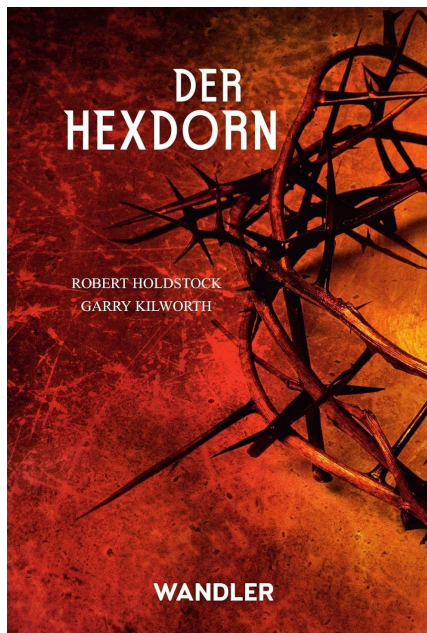
In »Metropolis« warnte uns Fritz Lang mit seiner Frau Thea von Harbou vor dem bösen Geist des technologischen Fortschritts, Ri Tokko in seiner offensichtlichen Gegenrede beschwört seine Schöpfung, den Menschen im Schoß der Automatenstadt, quasi im künstlichen Mutterleib, nach vorne zu sehen und zu gehen. Mit Li und ihren Freunden lernen die Leser diese utopische Gesellschaftsordnung in Form von unterschiedlichen Referaten kennen.

Das nimmt dem Text den oft in alten Romanen aus dieser Zeit zu findenden nationalen Gedanken. Wie seine Figuren grenzüberschreitend leben, so argumentiert der Autor auch international. Dem Kampf um neuen Lebensraum – in Automatenstadt gibt es Millionen von gleichen Häusern – nimmt er genauso die Schärfe, wie der Jagd nach neuen Bodenschätzen.

Es gibt Neid und Missgunst nur noch als auf spielerischem Niveau stattfindenden emotionalen Ballast einer sich weiter entwickelnden Menschheit. In mehr als einer Szene erinnern Tokkos Charaktere an die friedlichen Eloy aus H. G. Wells' »Die Zeitmaschine« – naiv, liebenswert und gerade wegen der sie umgebenden Technik unreif und im Grunde verloren. Dann finden sich wieder Passagen, die direkt aus H. G. Wells' »Things To Come« stammen könnten, ohne das Pathos einer sich aus den Trümmern des endgültigen Krieges befreienden Gesellschaft.

Der Leser fühlt sich gefangen in einem Buch, das er am besten in einzelnen Abschnitten – davon gibt es mehr als siebzig – über einen längeren Zeitraum liest, wie Artikel in einem wissenschaftlichen Magazin, das jemand aus einer Parallelwelt unbeabsichtigt im Bus liegen gelassen hat. Ein Blick aus einer für viele unverständlichen Vergangenheit in eine fremdartige Zukunft, die rasend schnell auf uns zukommt. In einigen Weltmetropolen erkennt der aufmerksame Leser schon Züge der Automatenstadt, doch sie ist nicht so friedlich und lebenswert wie in Ri Takkos einzigartiger romanhafter Vision.

(Thomas Harbach)



Robert Holdstock & Garry Kilworth

DER HEXDORN

(The Ragthorn)

Wandler Verlag, November 2025, 122 Seiten, ISBN 978 3 948825 19 5

Eine Novelle – Robert Holdstocks Titelgeschichte – und zwei Storys – ebenfalls von Robert Holdstock »Die Charisma- Bäume« wie »Der Hexdorn« aus den frühen Neunzigerjahren und Garry Kilworths »Die wundersame Kreatur« – fasst der Wandler Verlag in dieser Sammlung von lovecraftischem Terror, aber auch Ideen, die Robert Holdstock in seiner Mythago-Wald-Serie extrapolierte, zusammen.

Robert Holdstock begann seine Karriere als Science-Fiction-Autor, der seine auch in Deutschland publizierten Werke vor allem mit mythologischen Bezügen anreicherte. Das zweite spätere Standbein sollte der sieben Romane und längere Novellen umfassende »Ryhole Wood« Zyklus sein, von denen nur die ersten beiden Bücher beim Bastei Verlag übersetzt worden sind. Eine perfekte Mischung aus Fantasy und Weird Fiction.

Daneben verfasste Robert Holdstock unter zahlreichen Pseudonymen neben Filmadaptionen auch actionorientiertere Fantasy. Sein Schlusswerk bildete die Fantasy-Trilogie »The Merlin Codex«, die sich durch eine minutiöse Hintergrundentwicklung auszeichnete. Die drei Romane sind nicht in Deutschland erschienen.

Mit nur 61 Jahren ist Robert Holdstock nach einem Zusammenbruch durch eine E.-Coli-Infektion plötzlich verstorben.

»Der Hexdorn« ist eine verstörende Geschichte, deren Wurzeln in Lovecraft

wie auch Poe klar zu erkennen sind. Überwiegend ist die Geschichte in Berichtsförmig geschrieben worden. Die eigentlichen Aufzeichnungen fassen einen Zeitraum von zwanzig Jahren – 1958 bis 1978 – zusammen, sie beginnen 1978. Der Erzähler bereitet sich nach langer Krankheit auf seinen Tod vor und ordnet ein bizarres Begräbnisritual an. So soll sein Körper nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet und vorher ihm alle Zähne gezogen werden. Die Hintergründe dieser Anweisungen erfährt der Leser erst nach und nach.

Anscheinend hat ein Verwandter einen wertvollen Runenstein aus dem Nahen Osten »entliehen« und in seinem eigenen Haus als Türbalken verbaut. Inzwischen ist dieser Balken mit dem vor dem Haus wachsenden Hexdorn verbunden.

Bei der Hintergrundrecherche erzählt der auf den ersten Blick verrückt wirkende Erzähler von den Zusammenhängen zwischen dem Runenstein und dem orientalischen Aberglauben sowie deren Versuchen, den Stein zurückzuholen. Dazu kommen verschiedene Aufzeichnungen, die vom Grund des Mittelmeeres geborgen worden sind. Anscheinend haben schon die antiken Dichter über den Hexdorn geschrieben. Abgerundet wird diese Suche durch eine nicht niedergeschriebene Passage aus Hamlet, in welcher ebenfalls der Hexdorn beschrieben worden ist.

Die einzelnen Abschnitte wirken auch durch die verschiedenen Zeiten und mittelbar beschriebenen Personen auf den ersten Blick sprunghaft. Das komplexe Bild zeichnet sich erst gegen Ende der Geschichte ab. Hinzu kommt, dass es die wohlmeinende Naivität des angeheuerten

Helfers ist, welche die komplizierten Pläne schließlich in einem zynischen Ende durchkreuzt.

Wie bei Lovecraft und weniger Poe, der seinen Schrecken nicht so kosmopolitisch wie historisch darstellte, sind es die fiktiven, aber authentisch wirkenden Bezüge auf zahlreiche Klassiker der Literaturgeschichte mit den entsprechenden Zitaten; die Abfolge der Ereignisse, welche mit dem Beginn im Irak auch ein wenig an Friedkins Eröffnungssequenz in »Der Exorzist« erinnern und die obsessive Fokussierung des Protagonisten, welche diese kurze Novelle zu einer interessanten, spannenden Lektüre machen. Während bei Lovecraft der Schrecken quasi in die Provinz eindringt, ist in dieser Holdstock Geschichte das Grauen global und wird von den räuberischen Engländern aus niederen Motiven mitgebracht. Dabei bleibt offen, ob die Rituale wirklich Erfolg gehabt haben. Das Finale mit einer gänzlich anderen Auswirkung kann als mittelbarer Beweis angesehen werden, dass eine Abweichung von den Regeln drakonisch bestraft wird. Aber ob das Einhalten der Regeln Erfolg verspricht, bleibt offen.

In seiner Kurzgeschichte »Die wunderbare Kreatur« übernimmt Gary Kilworth eine Nebenfigur aus Robert Holdstocks Novelle. Im Nachwort zum Eröffnungstext schreiben die beiden so unterschiedlichen Autoren von dem sichtlichen Vergnügen, etwas gemeinsam zu verfassen, auch wenn es durch die getrennten Texte keine klassische Kooperation ist.

Dem Verfasser wird wieder im Nahen Osten eine besondere Schriftrolle verkauft. Die beiden Teile sind auf Tierhaut

geschrieben worden. Auf seiner Suche findet er weitere Teile. Diese Tierhäute durchlaufen allerdings eine wundersame Metamorphose. Aus ihnen entsteht die im Titel angesprochene wunderbare Kreatur.

Ohne zu viel zu verraten, ist der Auftakt der Geschichte stark an Robert Holdstock orientiert. Ab der Mitte des Textes verschiebt sich der Fokus zu den wunderbaren Kreaturen – das Wesen gebiert anscheinend weitere, immer seltsamer und mystisch werdende Tiere –, auf welche der Erzähler und sein Helfer aufpassen. Das Finale ist ein wenig abrupt, aber im Vergleich zu vielen anderen Horrorgeschichten nicht nur aus sich selbst heraus im Rahmen der Prämissen logisch entwickelt, sondern verfügt über eine starke doppeldeutige Pointe.

Inhaltlich reiht sich die Story aber in dem übergeordneten thematischen Komplex vom »Leben« in seinen vielfältigen Facetten auch gegen die Glaubenslehren Gottes ein.

Als Briefkurzgeschichte präsentiert sich der letzte Text »Der Charisma-Baum«. Inhaltlich wirkt diese Mischung aus intelligenten Bäumen; mystischen Kreaturen und schließlich auch der Idee der Zeitreise. Es handelt sich vom Konzept her nicht um Briefe, die Robert Holdstock verfasst hat, sondern neben einigen Expertenmeinungen hinsichtlich der Fundstücke ist der ebenfalls bekannte Autor David Garnett, der schon 1981 gestorben ist. Das kann ein Zufall sein oder eine Hommage an den auch sozial notorisch provozierenden Garnett. Garnett vermisst Holdstocks Beitrag für eine Anthologie und versucht den Autor auf diese Art zu erreichen.

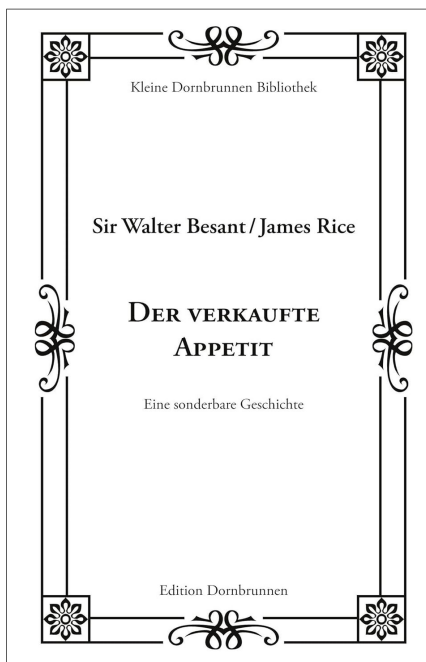
Der Anfang der Geschichte mit den Fundstücken aus verschiedenen Epochen; den Querulanten, welche die Bohrarbeiten auf den Grundstücken auch mittels Gewalt zu stören suchen und den unerklärlichen Funden ist gut entwickelt und folgt der Tradition der ersten Novelle dieser Sammlung.

Anschließend bricht der Text ein wenig auseinander, in dem Robert Holdstock nicht nur zu viele Ideen zu integrieren sucht, sondern mit dem abrupten Ende inklusive der Zeitreise impliziert, das Robert Holdstock auf seine persönliche Quest gegangen ist. Einzelne Aspekte finden sich in den deutlich populäreren Mythago-Wood-Romanen wieder, in denen neben den keltischen Aspekten auch verschiedene magische Kreaturen, aber vor allem die Geheimnisse der britischen Wälder eine wichtige Rolle spielen. Das abrupte Ende – es wirkt ein wenig klischeehaft – unterminiert den guten Anfang.

»Der Hexdorn« lässt den heute fast vergessenen und schon zu Lebzeiten ein wenig unterschätzten Robert Holdstock wieder in den Mittelpunkt rücken. In vielen Genres zu Hause mit einem Hang zu melancholisch mahnend präsentierten Mythen gehörte und gehört Robert Holdstock zu den besten britischen Autoren, sodass dieses kleine empfehlenswerte Revival – Wiederauferstehung wäre angesichts der Themen der Kurzgeschichten sogar der bessere Begriff – des 20. Jahrhunderts. Gary Kilworths Beitrag zu dieser Sammlung unterstreicht dessen Ausnahmestellung vor allem als Kurzgeschichtenautor, der sich perfekt in Robert Holdstocks Mythenkosmos auch ein wenig au-

genzwinkernd mit seinem Beitrag einpasst.

(Thomas Harbach)



Walter Besant & James Rice

DER VERKAUFTE APPETIT

(The Case of Mr. Lucraft)

Edition Dornbrunnen, November 2025, 64
Seiten, ISBN 978 3 943275 86 5

In Deutschland gibt es historisch zwei Menschen, die mit einem absurden »Verkauf« in enger Verbindung stehen: Faust und natürlich Timm Thaler, der Junge, der sein Lächeln verkaufte. Goethes Dr. Heinrich Faust steckte in einer Sinnkrise und Mephisto soll Faust bei der Suche nach dem ultimativen Glück helfen.

In der von Lars Dangel herausgegebenen sonderbaren Geschichte geht es um den Verkauf des Appetits. Auch wenn der Herausgeber die Satire als eine bitterböse Abrechnung mit dem Klassenkampf und vor allem dem immer stärker werdenden Kapitalismus in einem direkten Zusammenspiel mit der Ausbeutung der Arbeiterklasse ansieht, ist der von Sir Walter Besant und James Rice 1876 das erste Mal in Großbritannien publizierte Text auch sehr nahe an Goethes Drama angelegt.

Die Geschichte erschien das erste Mal in Deutschland im Jahre 1884 und hier beginnt die von Lars Dangel minutiös herausgearbeitete politische Wendung der Geschichte. Karl Marx Schwiegersohn Paul Lafargue übernahm den Text, bearbeitete ihn nur leicht und präsentierte die Groteske unter eigenem Namen. In der späteren Werkausgabe gab es noch eine selbst geschriebene Einleitung. Diese Fassung findet sich unter anderem in der inzwischen vergriffenen, ebenfalls von Lars Dangel herausgegeben Anthologie »Montezuma. Seltsame und phantastische Erzählungen von 1836 bis 1948« (Edition Dunkelgestirn). Der Verlag Dornbrunnen präsentiert die Urfassung der Geschichte, basierend auf der englischen Originalfassung. Lars Dangel hat den Text korrigiert und lektoriert.

Das britische Autorenteam Sir Walter Besant und James Rice haben einige fantastische Texte verfasst. Sir Walter Besant war ein britischer Sozialreformer und Schriftsteller, der sich vor allem in seinem späteren Solowerk mit dem Massenelend in den immer stärker durch die industrielle Revolution geprägten britischen Großstäd-

ten auseinandersetzt. Mit dem früh verstorbenen James Rice verfasste Besant zu Beginn seiner literarischen Karriere eine Reihe von heiteren, aber auch fantastisch angehauchten Unterhaltungsromanen, bevor sich Besant nach Rice Tods den angesprochenen sozialkritischen Werken zuwandte.

Mit seinen Werken inspirierte er die Eröffnung eines »People's Palace« für die armen Menschen.

Ungefähr fünfzig Jahre sind zwischen der Niederschrift der Ereignisse durch den Ich-Erzähler und den Ereignissen vergangen. Mehrmals verweist der Ich-Erzähler auf einen zeitlichen Abstand und unterminiert damit den klassischen Spannungsaufbau. Alle relevanten Informationen erhält der Leser durch den Erzähler auf Augenhöhe, sodass diese »Distanz« im Grunde nicht notwendig ist. Es sind aber die eingeschobenen Informationen, welche aus dieser fantastischen Geschichte eine sozialkritische Satire machen. Nicht die eigentliche Handlung, die sich kritisch gesprochen in der vordergründig gehobenen Bürgerschicht abspielt und den Plot tatsächlich in die Nähe von Goethes Faust rückt.

Der Schwiegervater in spe von Julie weist dem Ich-Erzähler die Tür. Er hat zwar in dessen Musentempeln die ersten Rollen gespielt, aber Julies Vater sieht ihn als nicht würdig an. In London will der Ich-Erzähler die Theater von seinem Talent überzeugen und innerhalb kürzester Zeit auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, reich werden. Und natürlich zu Julie zurückkehren, um sie zu heiraten. Der fast arrogant wirkende Ehrgeiz des Ich-Erzählers kommt Faust Streben nach dem ulti-

mativen Glück sehr nahe. Faust sieht das eher intellektuell, der Ich-Erzähler in den Armen einer (seiner) schönen Frau.

Während Faust aber sein Bildungsmilieu nicht verließ, landete der Ich-Erzähler hungrig auf der Straße- dabei hatte er seit seiner Jugend immer einen gesunden, dank des Mittels der Groteske ins Übertriebene übersteigerten Appetit. Ein alter Afrikaner spricht ihn an und fordert ihn auf, ihm schweigend zu folgen, da Gerede den großen Appetit stören könnte. Er führt ihn zu einem Haus, in dem ein reicher Mann ihm ein unwiderstehliches Angebot macht. Er würde ihm gegen eine Summe auf die Hand und eine monatliche Zahlung den Appetit abkaufen. Der Vertrag wird natürlich mit Blut unterschreiben, wobei dem Erzähler zum ersten Mal die Namensähnlichkeit zwischen »Boulede-Neige« (so wird der Afrikaner genannt) und »Beelzebub« auffällt.

Schon auf dem Nachhauseweg beginnt der Ich-Erzähler die Essensgerüche als widerwärtig zu empfinden. Er beginnt zu trinken. Er wird einem Richter vorgeführt, später erfährt er von einem Anwalt, dass er der fünfte junge Mann ist, der auf das Angebot eingegangen ist. Die ersten vier haben sich zu Tode getrunken.

Schnell merkt der Ich-Erzähler, dass er kein normales Leben mehr führen kann. Ein Versuch, wieder an der Seite von Julie auf die Bühne zurückzukehren, scheitert genauso wie die Auflösung des Paktes oder der Rückzug in die Einsamkeit einer abgeschieden gelegenen Hütte. Er beginnt mehr und mehr zu trinken.

Da der Ich-Erzähler das Geschehen überlebt und von seinen Ereignissen be-

richten kann, gibt es später eine Art Schlüsselerlebnis, das aus dem Nichts kommt und nicht wirklich überzeugend vorbereitet worden ist. Sir Walter Besant und James Rice liefern auch keine wirklich überzeugenden Erklärungen für die Abwicklung des Appetit-Verkaufs, der Hinweis auf den Beelzebub als Zeugen ist der einzige »Beweis« zusammen mit dem Geld in seiner Tasche für den Transfer.

Die beiden Autoren arbeiten mit den Mitteln der grotesken Übertreibung. Der Appetit des Ich-Erzählers ist schon gewaltig. Das beginnt bei seinem Blick auf die vollen Tische in einem Wirtshaus – er hat kein Geld, um sich Essen zu kaufen und das Betteln war bislang auch nicht erfolgreich – und findet sein Zwischenspiel in den ausführlichen Beschreibungen der Speisen, welche ihm sein Appetit-Käufer zu servieren sucht, bis zu den Gerichten, die er nur noch mittelbar mitbekommt. Vieles erinnert an die Gelage, welche die obere Gesellschaft regelmäßig abhielt, während das normale Volk hungerte.

Aber diesen Klassenkampf sprechen die Autoren gar nicht so bewusst an. Anscheinend ist ein verkaufter Appetit vergänglich und die jeweiligen Kontrakte enden in vier von fünf Fällen mit dem vorzeitigen Tod des Verkäufers. Dazwischen lässt die Intensität des Appetits nach, wie sich der Käufer mehrmals beklagt. Seeleute scheinen in dieser Hinsicht am längsten durchhalten zu können.

Der ältere Käufer des Appetits stammt aus der Oberschicht. Er ist zumindest vermögend und »opfert« sein Geld, um sich Befriedigung zu verschaffen, in dem er etwas »kauft«, was ihm abhandengekom-

men ist. Metaphorisch kann von den Aussagen der einfachen Arbeiterschicht gesprochen werden. Aber angesichts der guten Bezahlung ist es auch keine klassische Ausbeutung. Es ist ein Geschäft, dessen fatale Folgen der Käufer weiß und der Verkäufer nicht einmal zu ahnen beginnt. Eine Art Betrug. Aber die Verkäufer werden nicht erpresst oder genötigt, im Falle dieser kurzen Geschichte ist der Ich-Erzähler angesichts der eigenen Arroganz sogar selbst schuld, dass er sich in diese Bredouille begeben und die eigenen Fähigkeiten am Theater maßlos überschätzt hat.

Durch die Mittellosigkeit wird er zu einem bedingten Opfer. In der Theorie könnte er Geld verdienen, indem er harte körperliche Arbeit annimmt. Stattdessen hungert er lieber. Daher ist er kein klassisches Klassenkampf-Opfer und gehört auch nicht zur Arbeiterklasse, die damals wie teilweise heute rücksichtslos von den Kapitalisten ausgebeutet wird. Trotzdem lässt sich der Konflikt zwischen hier Bürgerschicht und dort rücksichtslosem Großkapitalismus natürlich klar in der Geschichte erkennen.

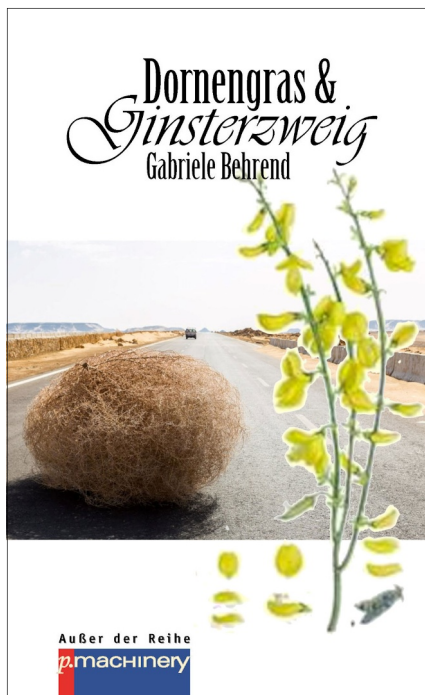
Der Text lebt von seinen teilweise bizarren, gestelzten Dialogen, in denen es nicht nur um das Essen, sondern das Wesen des Appetits geht, der vor allem vom Käufer mit einer fast »göttlichen« Bewunderung angehimmelt wird. Der Plot selbst ist geradlinig – Karl Marx Schwiegersohn hat der Geschichte einen anderen Rahmen gegeben und den Erzähler in ein Irrenhaus verfrachtet, ohne dass er wirklich als geisteskrank bezeichnet wird – und entwickelt insbesondere bis zur Unter-

schrift unter den Pakt eine seltsam schräge Eigendynamik. Die Auswirkungen des fehlenden Appetits und die Flucht in den Alkohol lassen den mittleren Abschnitt ein wenig phlegmatisch erscheinen, während das Ende mit dem Durchschlagen des pakt-gordischen Knotens weniger auf einer Täuschung, sondern auf einem aus dem Nichts kommenden Element basiert, das aus der Distanz betrachtet allerdings auch zu extremer Appetitlosigkeit führen kann. In der Konstruktion ist die finale Wendung vielleicht ein wenig zu simpel gestaltet, aber in sich schlüssig.

Neben den biografischen wie bibliografischen Hinweisen in den Anhängen hat Lars Dangel noch ein ausführliches Nachwort geschrieben, in welchem der Herausgeber auf die beiden so »unterschiedlichen« deutschen Angaben mit ihren jeweiligen »Verfassern« auch in Hinblick auf Karl Marxs politisches Wirken und seine Schriften ausführlich, aber auch gut verständlich eingeht.

Die Wiederveröffentlichung der Originalfassung präsentiert eine interessante, fantastische, in Teilen auch sozialkritische Satire von zwei britischen Autoren, die nicht nur aufgrund des politischen Wirkens Sir Walter Besants wieder mehr Aufmerksamkeit verdient haben.

(Thomas Harbach)



Gabriele Behrend

DORNENGRAS & GINSTERZWEIG

Außer der Reihe 89

p.machinery, Winnert, September 2024,

200 Seiten, Paperback

ISBN 978 3 95765 425 0

»Dornengras & Ginsterzweig« ist keine klassische Fortsetzung Gabriele Behrends Roman »Salzgas & Lavendel«, der 2021 beim Deutschen Science-Fiction-Preis die Silbermedaille erhalten hat. Das wäre auch zu einfach. Es ist nicht notwendig, inhaltlich die Geschehnisse des ersten Bandes im Detail zu kennen. Immer wieder gehen die einzelnen Protagonisten an der Spitze mit Douglas auf verschiedene Facetten ein.

In der zweiten Hälfte der Geschichte aktiviert Gabriele Behrend zusätzlich bekannte und markante Nebenfiguren aus dem ersten Roman. Es ist aber notwendig, die erste Geschichte gelesen zu haben. Dieser Widerspruch lässt sich leicht erklären. Inhalte können zusammengefasst werden; Charakterentwicklungen als Schwerpunkt in Gabriele Behrends Werk in dieser Form nicht. Ihre Figuren befinden sich selbst im Stillstand eines von der Zeit vergessenen amerikanischen Diners immer auf Reisen. Meistens innerlich. Ihre Figuren durchlaufen Höhen und Tiefen, aus denen sich ihre Charaktere auch in »Dornengras & Ginsterzweig« reichend formen. Jede Reise beginnt mit dem ersten Schritt und daher ist es nicht nur wegen der deutlich ausführlicheren Darstellung der interessanten Grundidee empfehlenswert, zu erst »Salzgras & Lavendel« zu lesen, anschließend viele in diesem kompakten Roman integrierte Ideen und Aspekte sacken zu lassen und dann erst den nächsten Schritt, die Fortführung »Dornengras & Ginsterzweig« zu lesen.

Im ersten Roman ging es nicht nur um die Effizienzsteigerung durch verschiedene Persönlichkeiten in einem Körper und vor allem eine besondere Art der progressiven Bestrafung durch eine durch die Persönlichkeiten gesteuerte Resozialisierung. Am Ende der ersten Geschichte sind nur Douglas und Kaynee übrig geblieben. Kaynee hat ihren Körper verloren und lebt in Douglas weiter. Das halten sie vor der Öffentlichkeit geheim. Gleichsam befinden sie sich auf einer Flucht, das in den amerikanischen Einöden gefundene Diner ist eher eine Zwischenstation, um unauf-

fällig und zufällig Geld zu verdienen; sich zu erholen und gleichzeitig auch zu verstecken.

Auf den ersten Blick wirkt es enttäuschend, wenn Gabriele Behrend die vielfältigen Persönlichkeiten und deren gemeinsame Existenz in einem Körper auf zwei Duos reduziert. Der offensichtliche Rückschritt ist aber gleichzeitig auch das Sprungbrett, um sich mit zahlreichen gegenwärtigen Problemen zu befassen. Das fast klischeehaft gezeichnete amerikanische Diner mit echtem amerikanischem Essen und immer frischem Kaffee; die durch die E Mobilisierung in Vergessenheit geratene Tankstelle und schließlich der Trailerpark, in dem die meisten Angestellten der Anlage wohnen bilden einen idealen Hintergrund für verschiedene emotionale Dramen, aber vor allem auch für eine über Jahrzehnte sich ausgebildete Freundschaft zwischen den Angestellten, aber auch ihrem Mäzen und Chef gegenüber.

Gabriele Behrend ist eine Autorin, die mit leichter Hand unterschiedliche, vom Leben aber gezeichnete Protagonisten erschafft und ausgesprochen lebendig werden lässt. Es gelingt ihr, Menschen unterschiedlicher sozialer Stufen und vor allem auch unterschiedlicher Neigungen zu charakterisieren. Diese Realitätsnähe unterfüttert die Autoren mit gezielt gesetzten fantastischen Elementen. Ihre Protagonisten könnten auch ohne den Science-Fiction-Bezug leben. Das wird insbesondere in den beiden hier vorliegenden Romanen deutlich, die sich wie Daniel Keyes mit multiplen Persönlichkeiten auseinandersetzen.

Auch wenn Doug mit Kaynee in seinem Inneren in der kleinen Oase aufgenommen wird, bestimmen sie anfänglich nicht die Handlung.

Ariel Woschlodiec hat vor vielen Jahren im Lotto gewonnen und sich seinen Traum erfüllt. Er hat ein typisches amerikanisches Diner, eine Tankstelle, einen Supermarkt und schließlich den angesprochenen Trailerpark errichten lassen. Lange Zeit florierte das Geschäft, aber die Elektrifizierung hat die Reisenden andere Routen wählen lassen, weil Ariel sich seinen Traum nicht verändern lassen wollte. Dass es ein noch zu behebender Fehler ist, ahnt Ariel. Er kann sich noch nicht überwinden. Er hat Leute entlassen müssen, aber zur Stammmannschaft steht er loyal.

Al ist der Koch. Ein Meister seines Fachs, der klassische amerikanische Küche präsentiert. Er ist seit vielen Jahren genau wie der Hausmeister Pete – ein Nörgelpot mit einem vergoldeten Herzen – im Trailerpark. Sue ist seit vielen Jahrzehnten Kellnerin. Sue hat aber ein dunkles Geheimnis. In ihr haust auch eine zweite Persönlichkeit. Eric ist ein sexbessener Sadist, der Sue immer wieder zu sexuellen Exzessen und früher auch Prostitution gezwungen hat. Inzwischen haben Eric und Sue eine brüchige Vereinbarung. Sue gehört der Tag im Diner, Eric in seinen Drangphasen die Nacht.

Später stoßen mit einem neugierigen Reporter, Jimmy Lee aber auch der Sexaktivistin Sterling Silver zwei extravertierte – Sterling – bzw. geheimnisvolle – Jimmy Lee – Personen in den kleinen Kreis vor. Sie sorgen aus unterschiedlichen Gründen

für eine Beschleunigung der Ereignisse, sie aber nicht ursächlich für die beginnenden Veränderungen. Sue vertraut sich schließlich auch unter der sexuellen Anleitung von Silver Douglas an; die innere Bereitschaft ist schon vorher da. Jimmy Lee taucht auf, als ein wichtiger Handlungsaspekt »vorbei« ist. Silver und Lee dienen als Figuren vor allem dazu, dass Gabriele Behrend wieder vorsichtig auf das innere Gaspedal drückt und dem stimmungsvollen Roman inhaltlich wieder mehr Dramatik von außen im direkten Vergleich zu den bislang dominierenden inneren Konflikten verleiht.

Gabriele Behrend nimmt sich – wie angesprochen – sehr viel Zeit, die einzelnen Persönlichkeiten zu charakterisieren. Mit ihren kleinen Macken werden sie lebendig. Das erfordert Geduld von den Lesern, zumal die Nebenfiguren nicht unbedingt deswegen zwangsläufig in den Mittelpunkt der Handlung rücken. Aber das Erschaffen einer einzigartigen, im Grunde in dieser Form auch magisch verklärten Hintergrund Atmosphäre ist für die folgenden Ereignisse wichtig. Es wirkt teilweise so, als wenn der Hintergrund des magischen Diners das fantastische Element ist, während die zwischenmenschlichen Konflikte den realistischen Part abbilden,

Gabriele Behrend konzentriert sich lange Zeit in erster Linie auf die inneren Konflikte. Zwar löst Sue mit ihrem durch Eric gesteuerten Verhalten – die anderen Angestellten des Diners ahnen nichts von der multiplen Persönlichkeit – Irritationen aus, aber der Schwerpunkt liegt eben auf dem fragilen Verhältnis zwischen Wirt und Gast. Sue will Eric loswerden, traut sich

aber nicht, über die Situation zu sprechen, weil sie Verachtung fürchtet. Durch seine Erfahrungen ahnt Douglas, was los ist und versucht, ihr zu helfen. Aber diese Hilfe ist keine Einbahnstraße. Gabriele Behrend dupliziert Szenen aus dem Finale von »Salzgas & Lavendel«, ohne sie zu kopieren. Diese Vertrautheit hilft eher dem Leser als Sue. Danach folgt die Leere. Eric ist ein dominanter, sadistischer und widerlicher Charakter, während Sue als Mensch attraktiv, liebenswert und hilfsbereit ist. Im Grunde der feuchte Traum eines jeden amerikanischen Diners.

Zwischen Douglas und Kaynee ist das Verhältnis deutlich schwieriger. Während Sue mit einem lebendigen Krebsgeschwür in ihrem Inneren leben muss, lieben sich Douglas und Kaynee, wobei Kaynee ja ihren Körper aufgeben musste und im Grunde vieles aus der zweiten Reihe beobachtet. Douglas mag Sue, fühlt sich vielleicht auch von ihr sexuell angeregt. Mit Sue/Eric und Douglas/Kaynee nähert sich Gabriele Behrend aus zwei sehr unterschiedlichen Perspektiven dem Thema der sexuellen Befriedigung, vielleicht sogar einer Partnerschaft mit einem Dritten, wobei die nur im Inneren vorhandenen Persönlichkeiten sich gleich zurückgesetzt fühlen. Durch Douglas Heimlichkeiten – Sue spricht später offen über ihren inneren Widersacher Eric – wird das Thema aus zwei Perspektiven betrachtet. Dabei wechselt Gabriele Behrend geschickt bei Douglas und Kaynee auch die Perspektiven. In wenigen relevanten Phasen präsentiert sich Kaynee von liebevoll hilfsbereit bis zickig verschlossen. In Douglas Körper eingeschlossen »leidet« ihre cha-

rakterliche Entwicklung im Vergleich zum ersten Roman deutlicher. Es ist ein schmaler Grat, Douglas und Kaynee auf Augenhöhe weiterzuentwickeln. Douglas durch seine körperliche Präsenz ist immer der dominierende Faktor. Die Beziehung zu Sue wirkt deswegen auch ein wenig emotionaler, ohne gleich auf sexuelle Klischee zurückzufallen. Erst ab der Mitte des Buches mit Kaynees allerdings auch emotional schwieriger Erfahrung, dass Sue vor allem Hilfe braucht und die gegenseitige »Anziehungskraft« nicht gleichbedeutend mit ihrer Zurücksetzung ist, gewinnt sie wieder an Persönlichkeit.

Das ist ein schmaler Grat zwischen dreidimensionaler Darstellung ihrer Figuren, den wechselseitigen Beziehungen und Abhängigkeiten – diese beiden Begriffe lassen sich anfänglich bei Sue/Eric, durchgängig bei Douglas und Kaynee nicht voneinander trennen – und einer spannenden Handlung, auf dem sich Gabriele Behrend bewegt. Aber wie schon ausgesprochen werden viele vielleicht auf den ersten Blick konstruierte Wendungen – so macht Eric in Sues Körper den sie liebenden Koch Al an, der bei Sues Erwachen zurückgestoßen wird – gut in den eher gleitenden, als rasant dahin fließenden Strom der Handlung eingeflochten.

Im letzten Viertel zieht das Tempo deutlich an. Die Figuren sind etabliert; die Oase in vielen Punkten auch wieder hergestellt und alles könnte auf ein klassisches Happy End mit Barbecue inklusive Bier vor der untergehenden Sonne hindeuten. Aber kaum ist dieser romantisch freundschaftliche Abend vorbei, dreht Gabriele Behrend noch einmal auf und

kehrt zu den Themen ihres ersten Romans neben der Verflechtung von unterschiedlichen Persönlichkeiten zurück.

Hier liegen vielleicht auch die größten »technischen« Schwächen des Romans. Gabriele Behrend versucht zu viel auf einmal. Mit dem »Fremden« – seine wahre Identität stellt sich schnell heraus und ist das Bindeglied zum ersten Teil – tritt eine Bedrohung von außen auf. Der Mann ist gefährlich, wie eine Aktion zeigt.

Mit einem Schlag rückt auch die Beziehung zwischen Douglas und Kaynee sowie Douglas und Sue in den Mittelpunkt des Geschehens. Den flotten Dreier im umgangssprachlichen Sinne erweitert Gabriele Behrend sogar noch mit einem Mann zwischen drei Frauen in zwei Körpern. Das Thema innere Liebe und echte auch körperliche Beziehung hat die Autorin immer wieder auch im ersten Teil der Geschichte angesprochen. Hier wird sie konkreter. Aber anstatt die Idee weiter zu entwickeln, bricht Gabriele Behrend mit einer weiteren Wendung ab und beendet den roten Faden der Haupthandlung auf eine zufriedenstellende Art und Weise, ohne die Möglichkeit eines weiteren Teils komplett aus der Hand zu geben.

Damit diese Wendungen überzeugend wirken, muss sie einmal auf eine Doppelung zurückgreifen – zwei Angriffe aus dem Nichts auf die gleiche Frau, die aber nicht innerlich gleich mehr ist – und eine starke Persönlichkeitswandlung. Leser beider Romane in der chronologischen Reihenfolge werden die Folgen der Ereignisse mit den »befreiten« Persönlichkeitsteilen ahnen. Das bedeutet aber auch, dass die schon in den ersten Zwei-

dritteln der Geschichte eher reagierende Kaynee in dieser Form zur Seite geschoben werden muss. Sie macht »Platz« für die multiple Persönlichkeit aus dem ersten Buch. Mit allen entsprechenden Folgen. Das klingt süßsauer, ist es wahrscheinlich auch.

Aber ohne diesen Aufbruch und die angestrebte Rückkehr gäbe es kein Happy End. Vielleicht fallen am Ende außerhalb der Kaynee-Handlungsebene die einzelnen Versatzstücke zu schnell und zu einfach zusammen. Mit ein wenig Romantik, cineastisch entwickelt, ist das Paradies dort draußen in der Wüste perfekt. Nach den verschiedenen Herausforderungen gönnt es der Leser auch Douglas.

Kaynees Entwicklung verläuft ein wenig sprunghaft. Die Tür in die neue Freiheit öffnet sich ein wenig zu schnell und steht im Einklang mit der plötzlich verschüchterten Silver. Dabei passiert ihr in doppelter Hinsicht etwas nicht Alltägliches. Ob Kaynee wirklich nur helfen oder einen Ausweg aus dem eigenen Gefängnis suchte, bleibt in den Details unbeantwortet. Die Unschuldsvermutung im literarisch juristischen Sinne sollte im Vordergrund stehen. Auch reagiert Douglas zu wenig entsetzt, fast erleichtert auf die Rückentwicklung Kaynees. In Hinblick auf die ganze Geschichte beider Romane scheint es doch einfacher zu sein, die eigenen inneren Geister wieder zu entfesseln als die Bemühungen, diese unter Kontrolle zu bringen und dort auch zu halten.

Als Fortsetzung setzt »Dornengras & Ginsterzweig« positiv gesprochen andere Schwerpunkte. Der Roman hat einen an-

deren, vielleicht ein wenig idealisierten Hintergrund. Die neuen Nebenfiguren sind dreidimensional. Gerade dank ihrer Ecken und Kanten auch so lebendig, dass sie Kaynee und Douglas in mehr als einer Szene überstrahlen. Die Handlung entwickelt sich ausgesprochen ruhig, wechselt dann nicht unbedingt notwendig in den ein wenig zu konstruierten Vollgas Modus, um dann nach dem ersten Höhepunkt zwischenmenschlichen Konflikten wieder aus dem Weg zu gehen. Das befriedigt die Neugierde der Leser nicht ganz und bietet noch Potenzial für eine weitere Fortsetzung, die sich mehr auf die unterentwickelte Kaynee *back to the roots* konzentrieren könnte. Aber ausgesprochen positiv ist, dass Gabriele Behrend ganz bewusst andere Wege in diesem Folgeroman gegangen ist und die multiplen Persönlichkeiten auf Zweierbeziehungen reduzierte, die genauso schwer im Alltag zu leben sind. Das zeichnet gute Romane in jedem Genre aus.

(Thomas Harbach)

Ein Zukunftsroman
von Luca Zacchei

DIE WOLKE DES WISSENS

Die nahe Zukunft: «Gnosis» ist die globale Künstliche Intelligenz, die die Arbeit zwischen Mensch und Maschine mit akkurater Effizienz koordiniert und optimal verteilt. Die allwissende Wolke bietet stets die passende Lösung für die Bildung einer neuen Gemeinschaft an und macht die Menschheit besser als je zuvor. Ist aber die Freiheit des Informationsflusses wichtiger als diejenige des Individuums?



408 Seiten
ISBN-Nr.: 978-3-9899511-7-4
19.99 €



In der Buchhandlung deines Vertrauens.

PHANTASTISCHE WELTEN 2026



Der große KALENDER mit erlesenen Titelbildern aus PHANTASTISCH!, EXODUS und COZMIC von Dirk Berger, Frauke Berger, Thomas Franke, Jan Hoffmann, Paul Hoppe, Olaf Kemmler, Karsten Schreurs, Meike Schultchen, Hubert Schweizer, Michael Vogt, Thomas Thiemeyer und Helmut Wenske sowie einem Deckblatt von Timo Kümmel.

A4, aufklappbar mit großem Kalendarium. Neu ab März für 15,00 €.
Portofreie Lieferung innerhalb Deutschlands!

www.atlantis-verlag.de | www.exodusmagazin.de

phantastisch!

EXODUS

COZMIC